

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS




REGENTS OF THE ... OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Humoreske „Das Verbrechen“ von Oskar Kühne. (S. 59)
Originalzeichnung von H. Grobet.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 · Zwölfter Band



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

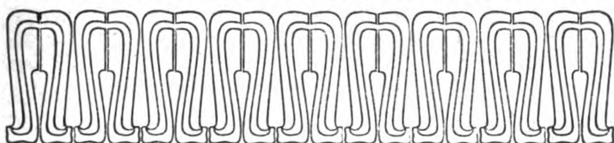




Inhalts-Verzeichnis.







Um die Beute.

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hanna zog einen kleinen Zettel hervor, den sie zusammengefaltet im Handschuh getragen. Das Gesicht des Buckligen aber hatte sich in bedenkliche Falten gelegt.

„Eine Fleppe auf einen bestimmten Namen? Das ist nicht so leicht zu machen, wie Sie sich denken. Wenn es gewöhnliches Geflieder — ich meine, wenn es Legitimationspapiere auf einen beliebigen Namen sein könnten, würde ich's rasch und billig machen können. Warum soll's denn durchaus ein bestimmter sein? Der eine linke Schem ist doch so gut wie der andere."

Da er immer wieder in die Ausdrucksweise der gewohnten Gaunersprache zurückfiel, hielt es Bruno Hartmann für angezeigt, sich zur Erleichterung der Verhandlung zum Dolmetscher zu machen. Auch er suchte Hanna zu überzeugen, daß es von demselben Effekt und jedenfalls viel leichter sein würde, beliebige Ausweispapiere zu beschaffen, auf denen man nur die Personalbeschreibung in einige Übereinstimmung mit der

äußeren Erscheinung desjenigen bringen müsse, der sich ihrer bedienen sollte. Aber sie blieb dabei, daß nur eine auf den von ihr anzugebenden Namen lautende Legitimation Wert für sie haben würde, und schließlich erklärte der Bucklige, daß er ja auch das machen könne, sofern sie bereit sei, für Paß und Geburtsschein hundertundfünfzig Mark zu zahlen.

Die Höhe der Forderung versetzte Hanna sichtlich in einige Bestürzung; aber sie faßte sich rasch und machte allen Versuchen ihres Begleiters, einen billigeren Preis herauszuschlagen, durch die Erklärung ein Ende, daß sie auf den Handel eingehen wolle, wenn die Papiere innerhalb vierundzwanzig Stunden geliefert werden könnten, und wenn sie gut genug nachgeahmt seien, um ihrem Zwecke zu dienen.

Diese letztere Bedingung ging dem Verwachsenen ersichtlich gegen die Ehre, denn er warf mit beleidigter Miene den Kopf zurück und zog statt aller Antwort ein ganzes Bündel amtlich aussehender Dokumente aus der Tasche, die er mit augenfälligem Stolz auf dem Tische ausbreitete.

Ohne Interesse ließ Hanna ihren Blick über die zum großen Teil sehr schmutzigen und zerknitterten, mit zahlreichen Stempeln und handschriftlichen Vermerken ausgestatteten Papiere hingleiten, die der „Chaßwener“ mit der liebevollen Teilnahme des von seinem Werke befriedigten Künstlers betrachtete. „Was soll ich damit?“ fragte sie. „Ich glaube Ihnen ja, daß Sie Ihre Sache verstehen, weil der Herr dort Sie mir sonst schwerlich empfohlen haben würde. Aber so schmutzig werden die Papiere hoffentlich nicht aussehen, die ich von Ihnen erhalte.“

Der Bucklige schlug ein spöttisches Gelächter auf. „Man merkt's, daß Sie nichts von der Sache verstehen,

Fräulein," sagte er. „Meinen Kunden können sie sonst gar nicht schmutzig genug sein, denn ein abgegriffenes Papier ist immer unverdächtiger als ein funkelnagelneues. Aber so schlimm wie bei dem Geflieder da brauchen wir's freilich nicht zu machen. Denn es ist doch wohl ein feiner Ganef, für den die Fleppen sein sollen. Geben Sie mir nur Ihren Zettel. — Also Herbert Lyncker aus Bremen! Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Wann kann ich die Dokumente in Empfang nehmen — und wo?"

„Hier in der Penne — das ist am sichersten. Ich werde morgen um neun Uhr da sein. Aber Sie können mir der Ordnung halber immerhin eine kleine Anzahlung leisten. Ich bin ein ehrlicher Mann und gehe Ihnen nicht damit durch. Was ich verspreche, ist so gut wie schon gemacht."

Hanna zog ohne Zögern ihr Portemonnaie und zählte ein paar Goldstücke auf den Tisch, die der Bucklige ohne ein Wort des Dankes in seine Westentasche schob. Dann stand sie auf. Denn die muffige Kellerluft war ihr unerträglich geworden, und ein bittender Blick ermahnte ihren Begleiter, den Aufbruch zu beschleunigen.

Auf dem Heimwege wurde nur wenig zwischen ihnen gesprochen. Hanna, die sich selbst wie eine Verbrecherin vorkam, seitdem sie in eine unmittelbare Berührung mit der Verbrecherwelt gekommen war, tat der Erlebnisse der letzten halben Stunde mit keinem Wort Erwähnung, und Hartmann zeigte sich viel zu zartfühlend, um seinerseits das Gespräch auf diese Dinge zu lenken.

Erst als sie in die Nähe der Wendrinerschen Wohnung gekommen waren, fand Hanna ein Wort des Dankes für ihren uneigennützigen Freund. Er aber

lehnte jede Anerkennung ab und erbat sich keine andere Belohnung als die Erlaubnis, sie morgen abend wieder begleiten zu dürfen, da sie jene zweifelhafte Gegend und das verrufene Lokal nicht ohne männlichen Schutz aufsuchen dürfe. Hanna stimmte bereitwillig zu, weil ihr der Gedanke an jenen Ort, jetzt, nachdem sie ihn kennen gelernt hatte, viel schrecklicher war als vorhin, und sie trennten sich, damit man sie nicht gemeinsam heimkehren sähe. —

Noch an diesem Abend fand Hanna Gelegenheit, unbemerkt in Paul Grevenbergs Zimmer zu schlüpfen. Er ging aufgeregt in dem kleinen Stübchen auf und nieder, und sie sah auf den ersten Blick, in wie verzweifelter Stimmung er sich befand.

„Was ist geschehen?“ fragte sie bestürzt. „Ist Ihnen etwas Schlimmes widerfahren?“

„Nichts Schlimmeres als gestern und vorgestern und an all den Tagen, die ich schon unter dem Dache dieses Hauses verbringe. Aber ich halte es nicht länger aus. Lieber ein Ende mit Schrecken als diese unaufhörliche Qual!“

„Aber was ist denn? Sie müssen doch irgend einen Grund für diese plötzliche Mutlosigkeit haben. Was können Sie denn nicht mehr aushalten?“

„Die Hartnäckigkeit, mit der Ihr Vater sich an meine Fersen heftet. Er ist ja tausendmal schlimmer als die Spürhunde der Polizei, die mich auf Schritt und Tritt belauern. Sie halten sich wenigstens im Hintergrunde, und wenn ich auch weiß, daß sie mich nicht aus den Augen lassen, so werde ich doch nicht in jedem Moment an ihr Dasein erinnert. Ihr Vater aber duldet nicht mehr, daß ich auch nur einen Schritt ohne ihn tue. Bald unter diesem bald unter jenem Vorwande weiß er mir seine Begleitung aufzudrängen,

ja neuerdings gibt er sich sogar kaum noch die Mühe, einen Vorwand zu ersinnen. Dabei macht er beständig Andeutungen, die mich mit Furcht erfüllen. Seine Geduld ist erschöpft; er will endlich die Früchte seiner sogenannten Großmut sehen. Ach, wenn ich doch den Weg fände, der mich in die Freiheit führt!"

„Sagte ich Ihnen nicht, daß ich Ihnen helfen würde, ihn zu suchen? Sie dürfen ruhig sein: er ist schon gefunden. Morgen abend werde ich Ihnen die Ausweispapiere bringen, die Ihnen eine Flucht ermöglichen. Sie werden vortrefflich nachgeahmt sein und werden auf den Namen lauten, den Sie mir angegeben haben."

Er wagte noch nicht, an die Zuverlässigkeit ihres Versprechens zu glauben, und wollte wissen, wie es ihr gelungen sei, dieses Unmögliche zu vollbringen, aber Hanna hatte in diesem Augenblick nicht Zeit genug, ihm alles zu erklären.

In der nächsten Minute schon waren ihm neue Bedenken gekommen. „Was nützen mir die besten Papiere," sagte er, „wenn Ihr Vater nicht eine Minute lang aufhört, jeden meiner Schritte zu überwachen? Ich würde nicht aus dem Hause gelangen, ohne daß er es merkt, und wie mein Schatten würde er mir folgen."

„Auch daran habe ich gedacht und habe auch das Mittel gefunden, ihn auf einige Tage fortzuschaffen. Sind Sie im stande, sich vierundzwanzig Stunden lang so krank zu stellen, daß im Notfall auch ein Arzt dadurch getäuscht werden könnte?"

Paul Grevenberg lächelte bitter. „Es wird dazu keiner übergroßen Verstellungskunst bedürfen, denn ich fühle mich wahrhaftig elend genug."

„Ich habe von einer Krankheit meiner Mutter her in unserer Hausapotheke noch ein Medikament, das sehr

beschleunigend auf den Herzschlag einwirkt. Wenn Sie das unmittelbar vor dem Erscheinen des Arztes einnehmen, wird er sicherlich an keine Simulation glauben."

„Aber zu welchem Zweck? Damit würden wir Ihren Vater doch nicht entfernen. Er würde vielmehr höchst wahrscheinlich keinen Augenblick von meinem Lager weichen, und dieses wäre das beste Mittel, mich wirklich umzubringen."

„Ihre angebliche Krankheit bildet natürlich nur einen Teil meines Planes und eine unerläßliche Voraussetzung für das, was weiter geschehen soll. Gibt es hier in der Nähe der Hauptstadt irgend einen Ort, mit dessen Verhältnissen Sie einigermaßen vertraut sind?"

Er verstand immer weniger, worauf sie hinaus wollte; aber er war schon so daran gewöhnt, sich ihrer geistigen Überlegenheit zu beugen, daß er bereitwillig Antwort gab auf ihre Fragen. Sie erfuhr, daß er früher einmal ein Jahr lang einen Buchhalterposten in dem nahegelegenen Städtchen Brandenstein bekleidet habe, und als sie zu wissen begehrte, ob er sich an die Lage und Beschaffenheit eines dortigen Kirchhofs erinnern könne, bejahte er ohne Zögern.

„Ich bin als Mitglied des Brandensteiner Gesangvereins sehr oft bei Begräbnissen auf dem dortigen Friedhofe gewesen, und ich erinnere mich seiner auf das genaueste. Aber was in aller Welt hat das mit meiner fingierten Krankheit und mit einer Entfernung Ihres Vaters zu schaffen?"

„Sie sollen es morgen oder übermorgen erfahren," erklärte Hanna. „Ich bitte Sie noch einmal, ganz ruhig zu sein. Jetzt weiß ich bestimmt, daß ich im stande sein werde, Ihnen den Weg in die Freiheit zu bahnen. Nur Ihre eigene Ungeschicklichkeit könnte meine Absichten vereiteln."

Ihr Besuch hatte doch neue Hoffnung in Paul Grevenbergs Brust geweckt, und die Todesangst des von allen Seiten umstellten Wildes, die ihn bis dahin beherrscht hatte, begann einer ruhigeren Stimmung zu weichen.

Zwölftes Kapitel.

Drei Tage später kehrte das Zimmermädchen, welches Paul Grevenberg das Frühstück ins Zimmer gebracht hatte, mit der Meldung in die Küche zurück, der junge Mann scheine sehr krank zu sein, denn er liege noch im Bett und stöhne ganz jämmerlich. Frau Wendriner versäumte nicht, ihrem Manne Mitteilung davon zu machen, und von lebhafter Unruhe ergriffen, begab sich derselbe sogleich in das Zimmer seines Mieters.

Er sah sehr aufgeregt aus, als er zurückkam.

„Es muß sogleich nach dem Doktor geschickt werden; denn ich glaube, er ist wirklich krank. Das wäre wahrhaftig das Allerschönste, daß er mir jetzt auf solche Art durch die Lappen ginge."

Er trat bis zur Ankunft des Arztes wohl noch zehnmal an Paul Grevenbergs Lager, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und die arme Frau Wendriner, die nach ihrer Gewohnheit natürlich sogleich den Kopf verloren hatte, mußte alle ihre bekannten Hausmittelchen zur Stelle schaffen, ohne daß sie indessen eine merklich bessernde Wirkung auf den Patienten geübt hätten. Still und apathisch lag Paul Grevenberg da, und nur selten antwortete er mit versagender Stimme auf die an ihn gerichteten Fragen.

Endlich um die Mittagszeit kam der Arzt, ein kleiner, beweglicher alter Herr, dessen fahriges Wesen seine Patienten und ihre Umgebung nur noch nervöser zu machen pflegte. Er ersuchte, nachdem er eine Menge

von Fragen gestellt hatte, ihn mit dem Kranken allein zu lassen, und nahm in etwas altmodischer Weise eine sehr eingehende Untersuchung vor. Heinrich Wendriner erwartete ihn draußen auf dem Korridor und führte ihn in das Wohnzimmer, wo der alte Herr zunächst mit großer Umständlichkeit ein langes Rezept zu Papier brachte. Auf Wendriners Frage nach der Natur der Krankheit und nach den Aussichten für deren Verlauf zuckte er vieldeutig die Achseln.

„Darüber läßt sich im Augenblick nichts sagen, mein bester Herr. Der junge Mann steckt jedenfalls in einer recht ungesunden Haut, und was einen anderen nicht viel anfechten würde, kann ihn möglicherweise umbringen. Ich will Sie nicht gerade ängstlich machen, aber Sie täten doch wohl am besten, ihn so rasch als möglich in ein Krankenhaus schaffen zu lassen."

Heinrich Wendriner war auf das heftigste erschrocken. Was ihm der Arzt da vorschlug, durfte natürlich unter keinen Umständen geschehen. „Es wird ihm auch hier in meinem Hause nicht an der erforderlichen Pflege fehlen," erklärte er. „Aber es hat doch wohl noch keine unmittelbare Gefahr?"

„Ich weiß nicht, was Sie darunter verstehen. In den nächsten vierundzwanzig Stunden wird er jedenfalls noch nicht sterben, aber auf weitere Prophezeiungen möchte ich mich nicht gerne einlassen. Einstweilen werde ich aus den Symptomen noch nicht vollständig klug. Das Herz arbeitet sehr unregelmäßig, und mit der Lunge ist auch nicht alles in Ordnung. Vielleicht wird eine Pneumonie daraus oder vielleicht auch etwas anderes. Lassen Sie das hier in der Apotheke machen und sorgen Sie im übrigen für die nötige Ruhe. Morgen früh komme ich wieder. Sollte sich der Zustand inzwischen in bedrohlicher Weise verschlimmern, so können Sie ja nach mir schicken."

Er suchte fünf Minuten lang nach seinem Spazierstock und fegte davon.

Heinrich Wendriner aber lief wie ein eingesperrter Löwe ruhelos in der Wohnung umher. Nach langem Kampfe entschloß er sich, seine Tochter beiseite zu nehmen und ein langes eindringliches Gespräch mit ihr zu führen.

Mit ruhiger Miene hörte sie ihn an. Es schien, daß sie gegen das Ansinnen, welches er an sie stellte, verschiedene Einwendungen erhob, schließlich aber mußte es ihm doch gelungen sein, sie gefügig zu machen.

„Ich will ja tun, was ich kann," sagte sie, „aber er müßte wirklich schon sehr krank sein, wenn es mir gelänge, ihm sein Geheimnis zu entreißen. Jedenfalls mußt du mich mit ihm allein lassen und darfst nicht alle fünf Minuten ins Zimmer stürmen. Das muß ihn ja mißtrauisch machen, ganz abgesehen davon, daß es ihn unnötig aufregt."

Heinrich Wendriner sah ein, daß seine kluge Tochter recht habe, und er fügte sich seufzend ihrem Willen. Für den ganzen Rest des Tages ging die Aufgabe, den Kranken zu pflegen, auf Hanna über. Nicht einmal Frau Wendriner durfte nach dem strengen Befehl ihres Gatten das Zimmer betreten, und niemand vernahm, was die beiden da drinnen etwa miteinander sprachen.

Es war schon spät, als Hanna in der Tür von Grevenbergs Zimmer erschien. Ihr Vater, der sich fast während der ganzen Zeit in einem Zustande fieberhafter Ungeduld auf dem Korridor aufgehalten hatte, eilte sogleich auf sie zu.

„Wie geht es? Es ist doch nicht schlimmer geworden? Und hast du schon etwas von ihm erfahren?"

„Still — er schläft jetzt!" gab sie ernst zurück. „Aber er hat mir alles offenbart. Laß uns in mein

Zimmer gehen, die Mutter braucht nichts davon zu erfahren."

Erst jetzt sah Heinrich Wendriner, daß sie ein mit einer Art von Planzeichnung bedecktes Blatt Papier in der Hand hielt, und zitternd vor Erregung folgte er ihr.

Als er eine kleine Weile später wieder in das Wohnzimmer trat, sah er sehr blaß aus, und seine Stimme war heiser vor Aufregung. Geheimnisvoll nahm er seine Frau beiseite. „Du wirst den Arzt nicht holen lassen, auch wenn es schlechter mit Grevenberg werden sollte. Nur wenn du etwa den Eindruck hast, daß es zu Ende geht, kannst du nach ihm schicken. Es wäre kein Unglück für uns, wenn er stirbt — hast du verstanden?"

„Aber, Heinrich!" wandte sie bestürzt ein „Wir können ihn doch nicht —"

„Haben wir vielleicht irgendwelche Verpflichtung gegen ihn? Übrigens scheint er jetzt zu schlafen. Es ist genug, wenn du morgen früh wieder nach ihm siehst. — Hole mir das Kursbuch."

Er blätterte hastig, bis er gefunden hatte, was er suchte.

„Ich habe keine Minute mehr zu verlieren. Der Zug, den ich benutzen muß, geht in einer halben Stunde. Es ist gerade noch Zeit genug, um zum Bahnhof zu kommen."

„Du willst verreisen, Heinrich? Wohin denn?"

„Das braucht dich nicht zu kümmern, und niemand hier im Hause soll es erfahren. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme. Vielleicht morgen, vielleicht auch erst in einigen Tagen. Wenn man inzwischen nach mir fragt, mußt du irgend eine Ausrede ersinnen. Sage, ich sei krank, oder was du sonst willst."

Sie war ihm behilflich, den Überrock anzuziehen, dessen Ärmellöcher er in der Hast und Aufregung nicht finden konnte. Aber als sie dann fragte, ob sie ihm nicht wenigstens noch rasch ein paar Wäschestücke in den Handkoffer packen sollte, fuhr er sie zum Dank dafür zornig an: „Dummheiten! Ich sage dir doch, daß meine Reise ein Geheimnis bleiben soll. Als wenn man nicht überall kaufen könnte, was man braucht!"

Ohne Abschied stürmte er davon, um sich in die erste Droschke zu werfen, die ihm in den Weg kam.

Die kleine Frau aber drückte sich ängstlich an der Tür des Krankenzimmers vorüber, hinter der sie einen Sterbenden wähnte, und flüchtete in die Küche, die für sie immer der letzte Nothafen bei allen häuslichen Stürmen und Ungewittern war. —

Wenige Minuten später stand Hanna wieder vor Paul Grevenbergs Lager.

„Es ist gelungen," flüsterte sie, während es wie triumphierende Siegesfreude in ihren dunklen Augen leuchtete. „Der Vater ist Hals über Kopf abgereist, um auf dem Brandensteiner Friedhof nach verborgenen Schätzen zu suchen. Da er sich erst über die Lage des Grabes unterrichten muß und zur Ausführung seines Vorhabens nur die Dunkelheit des morgigen Abends benutzen kann, wenn er nicht überrascht werden will, wird er nicht vor übermorgen zurück sein. Vor ihm also sind Sie sicher. Und dafür, daß weder meine Mutter noch das Dienstmädchen etwas von Ihrer Entfernung bemerken, will ich schon sorgen. Kleiden Sie sich jetzt eilig an. In einer halben Stunde komme ich wieder."

Sie ging auf den Fußspitzen hinaus, und der vermeintliche Kranke tat, wie ihm geheißen. Als sie zurückkehrte, stand er fertig da. Aber seine Wangen

brannten jetzt wirklich wie im Fieber, und in seinen Augen glühte das Feuer einer leidenschaftlichen Erregung.

„Hier ist der Mantel meines Vaters, den Sie über Ihren Paletot werfen müssen, und hier ist sein Handkoffer. Wenn Sie beim Verlassen des Hauses den Kragen in die Höhe schlagen, wird der Portier darauf schwören, daß es Herr Wendriner gewesen sei, dessen Rückkehr er vielleicht nicht bemerkt und den er nun zum zweiten Male habe fortgehen sehen."

„Und wenn zufällig einer von den polizeilichen Aufpassern unten sein sollte — glauben Sie, daß auch er sich durch die Maskerade würde täuschen lassen?"

„Von dieser Seite haben Sie nichts zu fürchten. Ich habe dem Kriminalschutzmann, der sich heute nach Ihnen erkundigte, Ihr Befinden in den schwärzesten Farben geschildert. Daß Sie als Sterbender eine Reise antreten würden, vermutet sicherlich keiner."

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Es ist, als ob Sie Wunder verrichten könnten. — Aber fast hätte ich die Papiere vergessen, die noch unter meinem Kopfkissen liegen."

Er wühlte in seinem Bett und brachte zwei Schriftstücke von dem Aussehen amtlicher Dokumente zum Vorschein, die er sorgfältig in seiner Brieftasche barg.

„Das ist das Wichtigste," sagte er, „ohne die Papiere könnte ich nichts beginnen, und ich kann Ihnen nicht genug dafür danken, daß Sie sie mir verschafften. Wie haben Sie es nur angefangen, diesen Hartmann dazu zu bewegen?"

„Es war nicht zu schwer," erwiderte sie mit einem kleinen Lächeln. „Zuweilen ist es wirklich ganz gut, ein junges Mädchen zur Bundesgenossin zu haben."

„Aber er ist dadurch bis zu einem gewissen Grade

in unser Geheimnis eingeweiht worden. Wenn er uns nun verriete?"

„Was soll er verraten? Und an wen? — Er weiß, daß ich mir gefälschte Legitimationspapiere auf den Namen Herbert Lyncker verschafft habe, aber er hat keine Ahnung davon, daß es für Sie geschah. Selbst wenn er es vermutete, würde er sich wohl hüten, zu irgend jemand davon zu sprechen. Ist er doch mein Helfershelfer bei der strafbaren Handlung gewesen."

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich kann mich schon seit einigen Tagen einer mißtrauischen Furcht vor diesem Hartmann nicht erwehren. Ich habe die Empfindung, daß auch er mich beobachtet und belauert."

„Sie sind eben dahin gelangt, in jedem Menschen, der Ihnen irgendwelches Interesse zeigt, einen Spion zu sehen. Doch das ist begreiflich genug. Von Hartmann aber haben Sie nichts zu fürchten, denn für ihn kann ich mich verbürgen."

„Sind Sie seiner wirklich so sicher? Zuweilen, wenn er mich ansah, war in seinen Augen etwas, das mir geradezu Grauen einflößte."

„Gespenster — sage ich Ihnen — nichts als Gespenster! Ich versichere Ihnen noch einmal, daß er keine Gefahr für Sie bedeutet. Selbst wenn er irgendwelche versteckte Absichten hätte, würde ich ihre Ausführung schon zu hintertreiben wissen, denn er ist wie Wachs in meiner Hand, und ich mache mit ihm, was ich will."

Grevenberg hatte den Mantel über die Schultern geworfen und einige Wäschestücke in den Handkoffer gepackt. Als er sich wieder aufrichtete, sah er, daß Hanna einige Goldstücke auf den Tisch gelegt hatte. Heiß stieg ihm das Blut ins Gesicht.

„Soll das für mich sein, Fräulein Hanna? Ich

sollte zu allem anderen auch noch das annehmen? Ein Geldgeschenk — von Ihnen!"

„Es ist kein Geschenk, sondern nur ein Darlehen. Ich weiß, daß Sie fast ohne Mittel sind, und Sie könnten doch leicht in Verlegenheit geraten, ehe — nun, ehe Sie Ihre Absicht erreicht haben. Wenn Sie wieder kommen, geben Sie es mir zurück. Oder zögern Sie etwa, es anzunehmen, weil Sie gar nicht die Absicht haben, wiederzukommen?"

Auf ihrer Stirn war eine kleine, scharf eingeschnittene Falte erschienen, und er las den Argwohn in ihrem Blick.

„Welche Vermutung!" wehrte er hastig ab. „Haben Sie denn plötzlich das Vertrauen zu mir verloren?"

„Ich weiß nicht, aber jetzt, da ich Ihnen den Weg frei gemacht habe, will es mich fast gereuen. Wenn Sie mich doch hintergingen, wenn Sie nicht wiederkämen!"

Er wollte sich aufs neue gegen den Verdacht verwahren, aber noch ehe er das erste Wort gesprochen, hatte sie heftig seinen Arm gefaßt.

Leidenschaftlich wild strömten die Worte von ihren Lippen: „Ich will nicht zum zweiten Male elend werden durch den Verrat eines Mannes — hören Sie? — Ich will nicht! Begreifen Sie denn noch immer nicht, daß ich dies alles nur getan habe, weil ich hinaus will aus diesen schmachvollen Verhältnissen, weil ich frei sein will — frei und glücklich!"

Grevenberg versprach ohne Zaudern alles, was sie von ihm verlangte.

„Ich habe alles vorbereitet," flüsterte sie mit fliegendem Atem. „Nichts soll uns aufhalten. Wir werden nicht zusammen reisen, sondern ich werde einen Besuch bei einer auswärtigen Freundin vorschützen, und irgend

wo an einem sicheren Orte werden wir uns treffen. Aber Sie betrügen mich nicht — nicht wahr?"

„Sie dürfen unbedingt auf mich rechnen."

„Ich will nicht fragen, wohin Sie gehen, denn wenn es Ihre Absicht wäre, mich zu betrügen, würden Sie mir ja doch nicht die Wahrheit sagen. Aber ich will wissen, wann Sie wiederkommen, denn ich würde ein zielloses Warten nicht ertragen."

„Morgen schon werde ich zurück sein."

„Ist das ganz gewiß?"

„Ganz gewiß."

„Aber es könnte sich etwas Unvorhergesehenes ereignen, das Sie zurückhält. In diesem Fall müssen Sie mir sofort Nachricht geben."

Er versprach auch das. In dem heißen Verlangen, endlich fortzukommen, würde er jeden Eid geleistet haben, den sie von ihm verlangte. Schon war er auf dem Wege zur Tür, da kam ihm eine neue Befürchtung.

„Und Hartmann? Er ist in seinem Zimmer, ich habe ihn noch vor wenigen Minuten gehört. Es wäre nicht das erste Mal, daß er mir folgte."

„Ich werde zu ihm hineingehen, um ihn festzuhalten. Nach fünf Minuten können Sie sich unbesorgt entfernen."

Sie reichte ihm noch einmal die Hand. Dann eilte sie hinaus, um mit vollkommen unbefangener Miene an die Zimmertür des Herrn Bruno Hartmann zu klopfen. Von drinnen ertönte ein liebenswürdiges „Herein!", und sie trat über die Schwelle.

„Sie haben geklingelt? Was steht zu Diensten?"

Mit einem erfreuten Lächeln war er auf sie zu getreten. „Nein, ich habe nicht geklingelt, Fräulein Hanna. Aber ich habe trotzdem einen Wunsch."

„Und der wäre?"

„Den Wunsch, daß Sie mir wieder einmal auf ein

Viertelstündchen Gesellschaft leisten. Da ich Ihren Vater vorhin fortgehen hörte, haben wir ja keine Störung zu fürchten."

Hanna drückte die bis dahin offen gebliebene Tür hinter sich ins Schloß und kam ein paar Schritte weiter ins Zimmer hinein. „Wenn Sie mit einem Viertelstündchen zufrieden sind und wenn Sie mir versprechen, sehr artig und vernünftig zu sein —"

Er leistete dieses Versprechen damit, daß er ihre Hand ergriff und mit Küssen bedeckte. „Sie sind ein Engel, Fräulein Hanna! Und ich hatte schon gefürchtet, daß Sie mir böse seien."

„Böse — weshalb?"

„Weil Sie mich seit unserem letzten Ausfluge eigentlich recht schlecht behandelt haben. Aber das war wohl nur ein Zufall — nicht wahr? Sie sind mir doch noch ein klein wenig gut?"

„Ich sagte Ihnen doch, daß Sie mir Zeit lassen müssen. Wir wollen jetzt lieber von etwas anderem sprechen, sonst dürfte ich nicht bleiben. Erzählen Sie mir etwas von Ihren amerikanischen Abenteuern. Sie wissen, wie gern ich davon höre."

Sie hatte sich auf einen Stuhl zwischen der Tür und dem Tische niedergelassen, hinter dem Bruno Hartmann stand. Wenn er ein aufmerksamer Beobachter war, so mußte er bemerken, wie unruhig und zerstreut sie bei aller Liebenswürdigkeit war. Aber er sah es nicht, oder er gab sich doch wenigstens den Anschein, es nicht zu sehen, ihrem Wunsche gehorsam, fing er an, eine lustige kleine Geschichte zu erzählen, die ihm widerfahren sein sollte, schon nach den ersten Sätzen jedoch hielt er plötzlich lauschend inne. Er hatte das Knarren einer Tür gehört, die nur die Tür von Paul Grevenbergs Zimmer gewesen sein konnte.

„Wie geht es denn übrigens meinem Nachbar?“ unterbrach er seine Erzählung. „Ich hoffe, sein Befinden hat sich gebessert.“

Anscheinend gleichmütig gab Hanna zurück: „Ich glaube nicht, daß seine Krankheit bedenklich ist. Im anderen Fall würden wir ja genötigt sein, ihn ins Hospital zu bringen, denn auf eine lange Krankenpflege sind wir natürlich nicht eingerichtet.“

„Er kann also das Bett noch nicht verlassen?“

„Nein, daran ist nicht zu denken. Er liegt im Fieber und ist außerordentlich schwach.“

In diesem Augenblick fiel draußen die Korridortür ins Schloß. Bruno Hartmann heftete einen durchdringenden Blick auf Hanna, und jetzt, vielleicht unter dem Eindruck von Paul Grevenbergs voriger Äußerung, hatte auch sie zum ersten Male die Empfindung, daß etwas Unheimliches in dem Blick dieses Menschen sei. Als hätte er seine unterbrochene Geschichte vollständig vergessen, drehte sich Hartmann um, nachdem er sie ein paar Sekunden lang angestarrt hatte, und trat an das Fenster.

„Was haben Sie denn nur?“ fragte Hanna.

Er blieb ihr die Antwort schuldig, und mit beleidigter Miene stand Hanna auf.

„Sie gestatten wohl, daß ich mich wieder entferne.“

Da war er mit zwei Schritten an ihrer Seite und erfaßte ihre Hand, als wolle er sie gewaltsam zurückhalten. „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Fräulein Hanna,“ sagte er in hörbarer Erregung. „Darum also dieser unerwartete Besuch! Sie wollten Ihrem Schützling den Weg frei machen und wollten mich hindern, ihm zu folgen.“

Mit erheucheltem Unwillen, aber mit innerem Beben befreite Hanna ihre Hand. „Was wollen Sie von mir? Ich verstehe Sie nicht.“

—

„O, geben Sie sich keine Mühe. Meine Augen sind scharf, und wenn der Mann, der soeben das Haus verließ, auch den Mantel Ihres Vaters trug, so habe ich darum doch Herrn Paul Grevenberg in ihm erkannt. Diese angebliche Krankheit war nichts als eine Komödie, um ihm das Fortkommen zu erleichtern. Sie haben ihm dazu verholfen und Sie wissen unzweifelhaft auch, wohin er geht. Ich verlange, daß Sie es mir sagen."

„Sie sind von Sinnen. Auch wenn sich alles so verhielte, wie Sie da vermuten — woher nehmen Sie das Recht, irgendwelche Auskünfte zu fordern oder Rechenschaft von mir zu verlangen? Welches Interesse haben Sie überhaupt an dem Manne?"

„Dasselbe Interesse vielleicht, das Ihr Herr Vater an ihm nimmt. Aber wir wollen uns jetzt nicht mit solchen Erörterungen aufhalten, dazu ist mir die Zeit zu kostbar. Es muß Ihnen genug sein, daß ich alles durchschaue. Ich wußte, daß sich heute etwas Besonderes hier vorbereite, ich wußte es seit dem Augenblick, da Ihre Mutter so hastig hereinkam, um das Kursbuch aus meinem Zimmer zu holen. — Sie wollen mir also nicht sagen, wohin er gegangen ist?"

„Ich kann nicht — denn ich weiß es selbst nicht."

„Gut denn, da Sie es nicht anders wollen. Ich weiß ja zum Glück, unter welchem Namen dieser Herr Grevenberg seine Beute zu erheben und das Weite zu gewinnen sucht. Man wird Mittel finden, ihm den Weg zu verlegen."

Er riß seinen Überrock vom Haken.

Hanna aber, zum Tode erschrocken, umklammerte seinen Arm. „Um Gottes willen, sagen Sie mir die Wahrheit! Sie sind nicht der, für den Sie sich hier ausgegeben haben. Sie haben mich schändlich betrogen, denn Sie sind ein Spion der Polizei."

„Nein, das bin ich nicht, wenn ich auch freilich nicht der harmlose Tagedieb bin, für den Sie mich gehalten haben. Ich bin beauftragt, diesen Spitzbuben an der Sicherung seines Raubes zu verhindern, und es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn ich es ohne Hilfe der Polizei hätte bewirken können. Nun aber, da er mir mit Ihrer Hilfe entschlüpft ist, bleibt mir kein anderer Weg."

Trotz ihrer furchtbaren Erregung hatte Hanna blitzschnell den rettenden Entschluß gefaßt. „Hören Sie mich an," stieß sie hastig hervor. „Ich will Ihnen alles sagen. Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, daß es mir darum zu tun sei, diesem Grevenberg zu helfen. Alles, was ich tat, geschah auf den Wunsch meines Vaters und im Einverständnis mit ihm. Wenn es hier einen Betrogenen gibt, so ist es einzig der Mann, den Sie für meinen Schützling halten."

Mißtrauisch forschte er in ihrem Gesicht, aber er konnte darin nichts lesen, das ihm die Gewißheit ihrer Aufrichtigkeit gegeben hätte. „Versuchen Sie nicht, mich zu täuschen! Es wäre ein zweckloses Bemühen."

„Nein, ich täusche Sie nicht. Mein Vater hat diesem Grevenberg bei seiner Entlassung aus dem Gefängnis aufgelauert und hat ihn in unser Haus gezogen, weil er ihm sein Geheimnis zu entlocken und sich einen Teil der Beute zu sichern hoffte. Aber der andere war vorsichtiger und klüger, als wir es erwartet hatten. Niemals würde er meinem Vater offenbart haben, wo er seinen Schatz verborgen hält. Darum mußte ich alle Künste aufwenden, um sein Vertrauen zu gewinnen. Es war eine widerwärtige Aufgabe, aber es ist mir gelungen, sie zu lösen. Er glaubte in mir eine Bundesgenossin gefunden zu haben, und ich hatte ihn überredet, gemeinsam mit mir zu entfliehen. Mein Vater sollte

—

uns heimlich folgen und ihn, durch mich unterrichtet, in dem Augenblick überraschen, wo Grevenberg das Geld aus seinem Versteck holte. Da kam diese Erkrankung, die wirklich keine Komödie gewesen ist. Wir mußten fürchten, daß er sterben und sein Geheimnis mit ins Grab nehmen könnte. Deshalb bot ich noch einmal alles auf, es ihm zu entreißen. Und in seinem fieberhaften Zustande war er weniger vorsichtig und bedacht als sonst. Er verriet, daß er die entwendete Summe auf dem Friedhofe zu Brandenstein, den er von einem früheren Aufenthalt her kannte, unter einem Grabstein verborgen habe. Er machte mir auch eine Skizze von der Lage des Grabes, und diese habe ich meinem Vater gegeben. Deshalb hatte mein Vater es vorhin so eilig, das Haus zu verlassen. Er befindet sich jetzt schon auf dem Wege nach Brandenstein. Aber es mußte uns natürlich zugleich darauf ankommen, Grevenberg von hier fortzuschaffen, und ich habe ihn deshalb unter allerlei Vorspiegelungen zur Flucht bewogen. Er glaubt, daß ich das Geld erheben und dann jenseits der Grenze, an einem Ort, den er mir noch angeben soll, mit ihm zusammentreffen werde. Das ist die ganze Wahrheit. Nun mögen Sie tun, was Ihnen gut scheint."

Für Bruno Hartmann war viel Wahrscheinliches in dem, was das Mädchen da erzählt hatte. Er hatte von der List und Verschlagenheit dieser Familie Wendriner eine sehr hohe Meinung, und der Anschlag, den Hanna ihm soeben enthüllt hatte, konnte recht wohl in dem klugen Kopfe ihres Vaters entstanden sein. Wenn es sich aber so verhielt, mußte er alles aufbieten, um Heinrich Wendriner zuvorzukommen. Denn nur, wenn er sich das Geld ohne Mitwirkung der Polizei verschaffte, hatte er Anspruch auf die hohe Belohnung,

die ihm das Bankhaus Henning & Co. für die Wiedererlangung der entwendeten Summe zugesichert hatte. Darum war er schnell mit seinen Entschließungen fertig.

„Wenn Sie mich jetzt belogen haben, Fräulein Hanna, so haben Sie sehr unklug gehandelt, denn es würde niemand einen Vorteil davon haben — Grevenberg sicherlich am allerwenigsten. Sie schütteln den Kopf. Ich soll Ihnen also glauben? Nun wohl, mag es sein. Wollen Sie mir versprechen, sich während der nächsten vierundzwanzig Stunden ruhig zu verhalten? Es wird Ihr und Ihres Vaters Nachteil nicht sein. Denn da wir Ihnen die Herbeischaffung des Geldes in erster Linie zu danken hätten, würde ich schon dafür sorgen, daß das bestohlene Bankhaus Ihnen einen Teil der Belohnung zuwendet."

„Ich verspreche es Ihnen. Was könnte ich denn auch tun? Eine Warnung, die ich meinem Vater zugehen ließe, käme ja doch zu spät."

„Auf dem Friedhofe zu Brandenstein — sagten Sie?"

„Gewiß, Grevenberg hatte ja, als er die Tat beging, nicht Zeit genug, sich einen weiter entfernten Versteck zu suchen."

Hartmann sah auf seine Uhr. „Es dürfte immerhin für heute zu spät geworden sein. Glauben Sie, daß Ihr Vater noch in dieser Nacht das Geld zu heben versucht?"

„Ich halte das für ganz ausgeschlossen. Er kann doch auf dem ihm unbekannten Friedhof nicht im Dunkel der Nacht aufs Geratewohl nach einem bestimmten Grabe suchen! Jedenfalls wird er sich im Laufe des morgigen Tages über die Lage des Hügels unterrichten, um dann die nächste Nacht zur Ausführung seines Vorhabens zu benutzen. Auch wenn Sie morgen früh fahren, können Sie ihm immer noch zuvorkommen."

„Nähere Angaben können Sie mir nicht machen? Sie können mir nicht wenigstens sagen, wer unter jenem Hügel begraben liegt?“

„Nein, denn Grevenberg selbst wußte den Namen des Toten nicht zu nennen, der dort bestattet ist. Er hatte ja absichtlich einen halb verfallenen Hügel gewählt, der von niemand mehr besucht und gepflegt wird, und deshalb war auch die Inschrift auf dem verwitterten Stein nicht mehr zu lesen. Aber die Skizze, mit deren Hilfe ich das Grab finden sollte, war sehr sorgfältig und genau. Grevenberg selbst hatte ja das größte Interesse daran, mich sicher zu orientieren.“

Hartmann überlegte noch einen Augenblick. Dann war er entschlossen. „Ich will glauben, daß Sie mir mit alledem die Wahrheit sagen. Warten wir also bis morgen. Grevenberg selbst wird uns ja nicht entwischen, die Hauptsache ist, daß seine Beute uns nicht entgeht.“

Hanna antwortete ihm nicht. Mit der niedergeschlagenen Miene eines Menschen, dem man wider seinen Willen ein kompromittierendes Geständnis entlockt hat, verließ sie ohne Abschiedsgruß das Gemach.

Dreizehntes Kapitel.

Der Oberstleutnant von der Heyde hatte nur wenige Tage gebraucht, um sich von seinem Krankheitsanfall zu erholen, aber seine Stimmung hatte sich nicht in demselben Maße gebessert wie sein Befinden. Eine schwüle, beklemmende Atmosphäre lastete über den Bewohnern der kleinen Villa, und aus dem Verkehr zwischen Vater und Tochter schien alle Unbefangenheit und Herzlichkeit gewichen. Wieder war eine unbehagliche Abendmahlzeit vorüber, bei der Vater und Tochter nur ein paar

unvermeidliche, gleichgültige Worte gewechselt hatten. Martha hatte den Befehl zum Abtragen des Geschirrs gegeben und war mit einer Handarbeit am Tische sitzen geblieben, während der Oberstleutnant sich nach seiner Gewohnheit unter die hohe Säulenlampe zurückzog, um die Abendzeitung zu lesen. Aber er las in Wahrheit ebensowenig, als er es bemerkte, daß seine geliebte Zigarre ausgegangen war. Plötzlich warf er das Blatt beiseite und stand auf.

„Was, zum Henker, soll das nun eigentlich heißen? Ich weiß nicht mehr, was ich von dem Manne denken soll! Ist das ein Benehmen für einen vernünftigen und wohlerzogenen Menschen?"

„Wen meinst du, Vater?"

„Wen anders als diesen Lyncker! Ich fange allmählich an zu glauben, daß der Herr uns zum besten hält. Ich bin es aber nicht gewöhnt, daß man mich so behandelt."

Dabei hatte er einen offenen Brief aus der Tasche gezogen und unwillig auf den Tisch geworfen.

Bestürzt blickte Martha von ihrer Arbeit auf. „Ist das ein neuer Brief Herberts, Vater? Hat er dir mitgeteilt, wann er kommt?"

„Nein, es ist noch der alte, den du ja gelesen hast. Das eben empört mich, daß er seitdem nichts mehr hat von sich hören lassen. Erst schickt er ein Telegramm, daß er überglücklich sei in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, und dann, während wir Tag für Tag auf sein Erscheinen warten, schreibt er einen Brief, der in höchstem Grade merkwürdig ist. Er will sich in der Schweiz mit dir trauen lassen — warum? Die Hochzeit soll in aller Stille gefeiert werden — warum? Er will seinen Wohnsitz später nicht in Deutschland nehmen — warum, frage ich, warum? — Alles, was er zur

Begründung anführt, sind nach meinem Gefühl lächerliche Redensarten. Eine von der Heyde hat nicht nötig, sich zu verstecken."

„Mir ist es ganz recht so, Vater," sagte Martha mit jener müden Ruhe, die seit der Ankunft des Telegramms in ihrem Aussehen wie in ihrer Haltung und ihrer Rede lag. „Wenn nicht er selbst es vorgeschlagen hätte, würde ich ihn wahrscheinlich um etwas Ähnliches gebeten haben."

„Nun meinetwegen! Aber weshalb ist er nicht gekommen, alle diese Dinge persönlich zu besprechen? Nicht einmal seine Adresse hat er in dem Telegramm und in dem Brief angegeben. Das ist eine Ungezogenheit, die mich empört. Wenn er sich nicht mit sehr triftigen Gründen entschuldigen kann, werde ich ihm gründlich meine Meinung sagen über das, was sich für einen Bewerber geziemt. Noch seid ihr ja nicht öffentlich verlobt, und es könnte sehr leicht geschehen, daß mein letztes Wort anders ausfällt, als der Herr sich's träumen läßt."

Das Mädchen kam herein und überreichte dem Oberstleutnant ein Billett. „Ein Bote aus dem Hotel hat diesen Brief abgegeben," berichtete sie.

Hastig riß der Oberstleutnant den Umschlag herab. Dann reichte er die Karte, die darin enthalten gewesen war, schweigend seiner Tochter hin. Martha überflog sie mit einem Blick und legte sie, ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch. Der alte Offizier ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er neben dem Stuhl seiner Tochter stehen. „Er ist also hier, und morgen früh wird er kommen! Hast du denn gar nichts zu sagen, Kind?"

„Was sollte ich sagen, Vater? Ich bin bereit, ihn zu empfangen."

„Und doch bist du wieder leichenblaß geworden. Meinst du denn, Mädel, daß es mir gleichgültig sein kann, dich so herumsitzen zu sehen wie einen kranken Vogel? Dahinter muß doch etwas stecken, das mir verborgen werden soll! Ich aber meine, daß du zu keinem Menschen eher Vertrauen haben solltest, als zu deinem Vater, oder habe ich's jemals an Liebe und Sorge für dich fehlen lassen, habe ich in der Erfüllung meiner Pflichten gegen dich jemals etwas versäumt?"

Martha sprang auf und warf sich an seine Brust. „Mein lieber, lieber Vater!" schluchzte sie, unfähig, sich länger zu beherrschen. „Ach, ich bin ja so unglücklich!"

„Man braucht nicht allwissend zu sein, um das zu sehen," sagte er milden Tones, indem er sanft ihre weichen, glänzenden Haarwellen streichelte. „Aber ich habe doch wohl auch einigen Anspruch darauf, zu erfahren, warum du unglücklich bist. Deshalb etwa, weil ich vorläufig noch Bedenken trage, diesen Herbert Lyncker gewissermaßen unbesehen als Schwiegersohn hinzunehmen?"

Martha erhob den Kopf nicht von seiner Schulter, und es verging eine merkwürdig lange Zeit, ehe sie mit einer Stimme, die noch immer halb von Tränen erstickt war, erwiderte: „Ja, auch deshalb. Es ist mir schrecklich, zu denken, daß du ihn unfreundlich empfangen und behandeln könntest. Er muß mich dann ja für eine Lügnerin und Betrügerin halten."

„Für eine Betrügerin? Was für Reden sind das! Mit gutem Grunde setzte ich eine Probezeit fest für dich wie für ihn. So wenig für ihn eine Verpflichtung bestand, zurückzukehren und seine Werbung zu wiederholen, so wenig kannst du gebunden sein. Die erste Liebe eines siebzehnjährigen Mädchens ist beinahe immer ein Irrtum, und damit, daß man zur Erkenntnis eines

Irrtums kommt, wird man doch noch nicht zum Betrüger."

„Aber du weißt nicht, was damals geschehen ist. Es ist ja nicht bloß mein Versprechen, was mich an ihn bindet."

Das Wort war ihr halb gegen ihren Willen entfahren, und sie erschrak, noch ehe sie es ganz ausgesprochen. Nun aber konnte sie es nicht mehr zurücknehmen, und sie hatte sogleich die Überzeugung, daß ihr Vater ihr keine Ruhe mehr lassen würde, bis sie es ihm gebeichtet.

Er machte sich denn auch heftig aus ihrer Umarmung los und verlangte mit ernster Miene sofortige Aufklärung über den Sinn ihrer ihm unverständlichen Rede. Ihr Zögern und Ausweichen regte ihn sichtlich auf, und so mußte sie sich schweren Herzens zur Preisgabe des Geheimnisses entschließen, das sie, ihrem Versprechen getreu, bis zu diesem Augenblick vor ihm wie vor allen anderen Menschen gehütet hatte.

„Es handelt sich um Magdalene, Vater. Du weißt, daß sie damals in heller Verzweiflung zu uns kam, um deine Hilfe für ihren Mann zu erbitten."

„Ja, ich weiß. Aber ich konnte ihr nicht helfen, weil ich selbst nicht über den zehnten Teil der Summe verfügte, die sie von mir verlangte. Ich hätte meine Versicherungspolice beleihen und damit dich bestehlen müssen, um das Geld zu schaffen. Dazu konnte ich mich selbstverständlich nicht entschließen. Aber was hat Magdalenens damalige Bedrängnis mit deinen Beziehungen zu Herbert Lyncker zu schaffen?"

„Errätst du es denn nicht? Der Wohltäter, dem Magdalenens Gatte damals seine Errettung vor Schimpf und Schande verdankte —"

„War doch nicht dieser Lyncker?"

Martha nickte.

„Und du — du hast ihn darum gebeten? Um dich zu gewinnen, hat er es getan?"

„Nein, er tat es nicht deshalb, sondern aus gutem Herzen. Es war bis zu jenem Tage kein Wort von Liebe zwischen uns gesprochen worden. Er hat sich so zartfühlend benommen, wie es unter so peinlichen Umständen nur immer möglich war."

Der Oberstleutnant machte ein paar hastige Schritte durch das Zimmer. Noch hatte er offenbar Mühe, dies Unerhörte, Ungeheuerliche zu begreifen, noch konnte er nicht fassen, daß seine Tochter einen fremden Menschen um Geld angesprochen haben sollte.

„Du hast ihn darum gebeten!" wiederholte er. „Aber das ist doch undenkbar, ist doch ganz unmöglich! Du müßtest ja geradezu verrückt gewesen sein, als du es tatest."

„Ich wollte Magdalene retten und sah keinen anderen Ausweg als diesen. Sie war entschlossen, mit ihrem Manne in den Tod zu gehen, und ich bin sicher, sie hätte es auch getan."

„Ach, Unsinn! Leute, die mit dergleichen drohen, sind die letzten, die sich dazu entschließen. Aber selbst wenn sie mit dem Revolver in der Hand vor dir gestanden hätte, durftest du dich nicht so weit vergessen. Hattest du denn gar kein Ehrgefühl, Mädchen, und gar keine Scham?"

„Vielleicht handelte ich ohne rechte Überlegung, aber auch durch diese Erkenntnis würde nichts mehr geändert werden. Ich habe mich ihm persönlich für die Rückgabe des Geldes verbürgt, und ich muß darum auch meine Person für diese Bürgschaft einsetzen."

„Wie konntest du das tun — wie, um des Himmels willen, konntest du das tun! Warum bist du nicht

wenigstens vorher noch einmal zu mir gekommen? Warum hast du nicht versucht, mich zur Hergabe des Geldes zu bewegen? Ehe ich das hätte geschehen lassen, würde ich mich doch vielleicht dazu verstanden haben."

Er glaubte wohl selbst nicht daran, und Martha schüttelte auch sehr bestimmt den Kopf.

„Du weißt recht gut, Vater, daß das ein vergebliches Bemühen gewesen wäre. Wenn dich der Anblick von Magdalenens Verzweiflung nicht zu rühren vermochte, was hätte dann mein Bitten zuwege bringen sollen!"

„Aber ich würde dich doch wenigstens davon überzeugt haben, daß du nicht diesen Fremden anbetteln durftest. Ich hätte dir klar gemacht, daß auf eine Rückzahlung des Geldes bei der Charakterlosigkeit jenes Menschen niemals zu hoffen sei."

„Vielleicht tust du dem Gatten der armen Magdalene doch unrecht. Er hat sich wirklich rechtschaffen bemüht, zu arbeiten, und es war nicht seine Schuld, wenn ihm nicht Zeit genug blieb, seine Verhältnisse zu ordnen. Daß er schon wenige Monate später erkranken und sterben würde, konnte doch niemand voraussehen."

„Im menschlichen Leben muß man auch mit solchen Möglichkeiten rechnen. Du wenigstens hättest damit rechnen müssen, als du so ungeheuerliche Verpflichtungen eingingst. Was, in aller Welt, soll denn nun geschehen? Wie soll ich diesem Manne gegenübertreten, ich, der ich mein Leben lang keinem Menschen etwas schuldig geblieben bin?"

„Er hat das Geld ja auch nicht dir gegeben, Vater. Von seiner Frau aber wird er es nicht zurückfordern, und daß ich seine Frau werden muß, daß du seine Werbung nicht zurückweisen und ihm keine Schwierigkeiten machen darfst, das siehst du doch jetzt selbst ein?"

„Und wenn ich ihm nun sein Darlehen zurückgebe? Ich weiß ja noch nicht, wie ich das Geld aufbringen soll, aber ich denke, es wird mir schon gelingen.“

„Glaubst du, daß ich mich dadurch meines Wortes ledig fühlen würde? Stände ich vor meinem Gewissen darum weniger als Betrügerin da, weil ich mich hätte loskaufen lassen?“

Der Oberstleutnant schwieg lange. Der unerwartete Schlag hatte ihn schwer getroffen, um so schwerer, als ihm eine Stimme in seinem Innern zurief, daß Martha recht habe, daß er nach dem, was er heute erfahren, in der Tat nicht mehr die Freiheit hatte, den Bewerber zurückzuweisen, der ihm so wenig willkommen war. Aus welchen Beweggründen auch dieser Herbert Lyncker damals gehandelt haben mochte, es war und blieb für das Ehrgefühl des alten Soldaten eine schimpfliche Handlungsweise, wenn man dem Manne jetzt sein Geld vor die Füße warf und ihm gleichsam in demselben Augenblick die Tür wies. Ja, wenn er ihm damals mit einem runden Nein geantwortet, wenn er ihm nicht Hoffnungen gemacht hätte, indem er ihm ganz bestimmt formulierte Bedingungen stellte! Er konnte sich freilich darauf berufen, daß er vor zwei Jahren nichts von jener Geldgeschichte gewußt habe und daß seine Antwort jedenfalls ganz anders ausgefallen wäre, wenn ihm in jener Stunde bekannt gewesen wäre, was ihm heute offenbar war. Aber Herbert Lyncker brauchte ihm das nicht zu glauben; er hatte ein gutes Recht, daran zu zweifeln. Wie er es auch betrachten mochte, immer blieb als der Rest aller Erwägungen für den Oberstleutnant der fatale Gedanke, daß es einen Menschen geben würde, der sich von ihm und von seiner Tochter betrogen glauben konnte.

Dieser Gedanke brach seinen Zorn und machte ihn

nachgiebig. Es war freilich keine Nachgiebigkeit, die Martha Freude bereiten konnte, denn der alte Mann verbarg ihr nicht, daß er sich nur mit tiefem Schmerz unter das Unabänderliche beugte.

„Es ist also dein fester Wille, ihn zu heiraten?“ fragte er nach einer langen Stille. „Auch wenn du zu der Erkenntnis kommst, daß er nicht ist, was du einst in kindlicher Unbefangenheit in ihm gesehen?“

„Da er gekommen ist, mich zu fordern, werde ich ihm meine Hand geben, Vater, wie ich ihn auch finden mag. Du warst ein Zeuge meines Versprechens, und jetzt, da du weißt, welche Bande mich außer diesem Versprechen an ihn fesseln, jetzt mußt du verstehen, daß ich mich auch durch deinen Machtspruch nicht hindern lassen dürfte, ihm anzugehören.“

Der Oberstleutnant seufzte schwer. „Es wird ein schlimmer Tag sein, der mir da bevorsteht. Wer weiß, wie viel schlimmere ihm noch folgen werden. Aber da du sagst, daß es nicht anders sein kann, weshalb sollen wir dann noch viele Worte darüber machen! Ich werde ihn so freundlich empfangen, als es mir möglich ist, und wenn er mir nur die allernotwendigsten Garantien bieten kann, werde ich in Gottes Namen zu allem Ja und Amen sagen.“

„Es bleibt nichts anderes übrig — glaube mir, Vater! — Und noch eine Bitte wirst du mir erfüllen, du wirst mir Gelegenheit geben, eine Viertelstunde allein mit ihm zu sein, ehe du dich mit ihm aussprichst.“

„Meinetwegen,“ brummte der Oberstleutnant. „Was kommt es in solcher Situation schließlich noch auf Schicklichkeitsrücksichten an! Tu, was du willst — ich werde dich nicht daran hindern.“

Er ging zur Tür, die krachend hinter ihm zufiel.

Vierzehntes Kapitel.

Zu schicklicher Besuchszeit meldete das Dienstmädchen Herrn Herbert Lyncker, und der Mann, der gestern unter Hanna Wendriners Schutz als Paul Grevenberg die Hauptstadt verlassen hatte, trat in seiner zweiten Gestalt über die Schwelle des kleinen Salons, in welchem der Oberstleutnant und seine Tochter ihn erwarteten.

Zwei dunkelrote Flecken brannten auf seinen Wangen, als er auf Martha zutrat und sich tief auf die Hand herabneigte, die sie ihm geboten. Er war außer stande, ein Wort hervorzubringen, aber es war ihr, als riesele von der Stelle aus, wo seine Lippen ihre Haut berührten, ein Strom von Feuer durch ihren Körper. Sie mußte sich gewaltsam bezwingen, um der Versuchung nicht nachzugeben, die sie antrieb, ihm ihre Hand zu entziehen, und sie war ihrem Vater von Herzen dankbar, als er durch seine etwas forciert joviale Art den Besucher zwang, sich aufzurichten.

„Sie haben lange auf sich warten lassen, mein lieber Herr Lyncker! Nun lassen Sie sich die Hand schütteln und schauen Sie mir ins Gesicht, damit man doch sehen kann, wie Ihnen Ihre Weltumseglung bekommen ist."

Es berührte den alten Soldaten, dem alles Kränkliche und Kraftlose in den Tod zuwider war, unangenehm, als sich die mageren Finger des Mannes, in dem er nach Marthas Willen seinen künftigen Schwiegersohn sehen sollte, so feuchtkalt und so schlaff in seine Rechte legten.

„Sie werden mich nicht sehr blühend finden, Herr Oberstleutnant," begann der Besucher. „Ich wäre ja schon viel früher hierher geeilt, wenn mich nicht mein Gesundheitszustand daran gehindert hätte."

„Sie sehen allerdings etwas angegriffen aus. Was

hat Ihnen denn gefehlt? Hoffentlich doch nichts Ernstliches?"

„Es war ein Rückfall des Malariafiebers, von dem ich in Indien heimgesucht wurde. Aber nun ist es überwunden."

„Das wollen wir wünschen. Solche Sachen sind mitunter sehr langwierig. Aber wenn's Ihnen recht ist, plaudern wir am Frühstückstische weiter. Sie müssen ja jetzt unmenschlich viel zu erzählen haben."

Er öffnete die Tür zu dem anstoßenden Speisezimmer, und der vermeintliche Herbert Lyncker reichte Martha den Arm.

Aber ehe er über die Schwelle schritt, flogen seine Augen mit raschem, suchendem Blick durch den mit allerhand Kunstgegenständen zumeist chinesischen und japanischen Ursprungs ausgeschmückten Salon. Etwas so Gespanntes war in diesem hastigen Suchen, daß es dem Oberstleutnant auffiel.

„Sie werden hier nur alte Bekannte aus unserer Stadtwohnung finden," sagte er. „Einiges aus meiner Sammlung mußte ich allerdings fortgeben und darunter manches Stück, das mir sehr ans Herz gewachsen war. Die Räumlichkeiten erwiesen sich als zu beschränkt, um alles unterzubringen. Wir mußten uns eben nach der Decke strecken, denn ich hatte die Villa auf sechs Jahre gemietet."

Die roten Flecken auf den Wangen des jungen Mannes glühten noch dunkler, und seine Nasenflügel zitterten nervös, während seine Augen noch immer über Möbel und Wände hinirrten. „Aber dies hier ist doch wohl nicht alles, was Sie zurückbehalten haben?" fragte er.

„O nein! Hier nebenan und oben in meinem Arbeitszimmer ist auch noch einiges. Aber da Sie das

Glück hatten, an der Quelle kaufen zu können, haben Sie sich von Ihrer asiatischen Reise gewiß so schöne Dinge mitgebracht, daß das bißchen mühsam zusammengesuchten Plunders hier sich daneben verstecken muß."

„Meine Kisten wurden durch einen unglücklichen Zufall drüben zurückgehalten. Ich werde nicht vor Ablauf einiger Wochen ihr Eintreffen erwarten dürfen, und ich bitte um Verzeihung, liebe Martha, wenn ich Ihnen erst dann die kleinen Reiseandenken zu Füßen legen kann, die ich Ihnen so gern schon in der Stunde des Wiedersehens überreicht hätte."

Martha wurde rot, und der Oberstleutnant runzelte die Stirn. Er fand diesen Hinweis auf mitgebrachte Geschenke innerhalb der ersten zehn Minuten einigermaßen taktlos, und wieder, wie schon manchmal vor zwei Jahren, wollte sich ihm die Empfindung aufdrängen, daß der junge Mann trotz seiner geschulten vornehmen Manieren und seiner gewählten Ausdrucksweise nicht eigentlich den Eindruck eines wohlerzogenen Menschen machte, so wie der Oberstleutnant es verstand.

Das Frühstück wurde aufgetragen, und zu Ehren des Tages funkelte ein edler alter Rheinwein goldhell in den bauchigen Römern.

„Das erste Glas sei ein Dankopfer für Ihre glückliche Heimkehr," sagte der Oberstleutnant, seinen Pokal erhebend. „Auf Ihre Gesundheit!"

Die Gläser stießen mit hellem Klingen zusammen. Martha mußte dem Gaste Bescheid tun, aber sie benetzte kaum die Lippen, während er seinen Römer mit einem Zuge bis auf den letzten Tropfen leerte.

Der feurige Rebensaft schien bald die Befangenheit zu verscheuchen, unter der er im Augenblick des Wiedersehens ganz unverkennbar gelitten hatte. Er wurde

freier in seinem Benehmen und gesprächiger. Seine Augen wichen nicht mehr so scheu wie vorher dem Blick des Oberstleutnants aus, und er konnte jetzt sogar eine scherzende Bemerkung des alten Herrn mit einem Witzwort erwidern. Nach dem dritten Glase war er wie umgewandelt. Er begann hastig und überstürzt, aber immer in langen, wohlgebauten Sätzen, die wie auswendig gelernte Abschnitte aus einem Buche klangen, von seinen Reisen zu erzählen, und zuweilen unterbrach er sich selbst mit einem lauten Auflachen, das Martha jedesmal wie unter einer peinlichen Berührung zusammenzucken ließ.

Immer häufiger und mit immer heißerem Verlangen suchten seine schon im feuchten Glanze beginnender Trunkenheit schwimmenden Augen ihr Gesicht, und einmal streckte er sogar die Hand aus, um sie auf ihre am Tischrande ruhenden Finger zu legen. Aber die Hast, mit der sie sich dieser Liebkosung entzog, machte ihn gleich wieder bestürzt.

„Verzeihung!“ murmelte er. „Ich — ich bin so ungeschickt.“

„Er ist doch ein Plebejer,“ dachte der Oberstleutnant. „Meine arme Martha!“

Und er tat, was in seinen Kräften stand, um diesem Begrüßungsfrühstück rasch ein Ende zu machen.

Als das Dessert serviert worden war, bat Martha die Herren, ihrem Rauchbedürfnis um ihretwillen keinen Zwang anzutun, und bot ihnen selbst die Zigarren an.

Aber Herbert Lyncker lehnte ab.

„Weshalb denn?“ fragte der Oberstleutnant. „Ich glaube mich doch zu erinnern, daß Sie früher ein leidenschaftlicher Raucher waren.“

„Aber ich bin es nicht mehr. In diesen zwei Jahren habe ich es mir vollständig abgewöhnt.“

„Das wundert mich. Gerade auf solchen Fahrten, wie Sie sie hinter sich haben, sind die Zigarren und die Pfeife meist unentbehrliche Gefährten. Wenn übrigens vom Tabak die Rede ist, muß ich immer an meinen ersten Regimentskommandeur denken, dem alle Nichtraucher im Offizierkorps ein Greuel waren. „Ein rechter Kerl kann sich das Rauchen höchstens auf dem Totenbett oder im Zuchthaus abgewöhnen,“ pflegte er zu sagen, und ich — — Aber was haben Sie denn, Verehrtester?“

Herbert Lyncker war zusammengeschreckt, als ob ihm jemand hinterrücks einen Schlag versetzt hätte, und mit einer Hast, die nach seiner eben abgegebenen Erklärung etwas Befremdliches haben mußte, hatte er in das Zigarrenkästchen gegriffen.

„O, ich — ich finde, daß Ihr Regimentskommandeur eigentlich recht hatte,“ sagte er mit einem in seiner Grundlosigkeit nur noch gezwungener klingenden Auflachen. „Aber Sie vermuten hoffentlich nicht, daß ich —“

„Daß Sie im Gefängnis zur Enthaltsamkeit erzogen worden sind? Nein, an diese Möglichkeit habe ich allerdings nicht gedacht. — Haha! — Aber nachdem wir des Leibes Notdurft befriedigt haben, könnten wir auch mal von ernsthafteren Dingen reden. Nicht hier natürlich. Ich habe noch einen Brief zu schreiben, und Sie entschuldigen mich deshalb wohl auf zehn Minuten. Vielleicht machen Sie mir nachher das Vergnügen, in mein Arbeitszimmer zu kommen. Martha wird es Ihnen zeigen.“

Er hatte sich nur schwer dazu entschlossen, aber er mußte das Versprechen halten, das er seiner Tochter gegeben, auch wenn es ihn schon wieder gereute.

Dichte Rauchwolken von sich blasend, ging er mit finsterer Miene hinaus, und als die Tür sich hinter

ihm schloß, bebte es wie banges Erzittern durch Marthas Seele.

Aber was sie gefürchtet haben mochte, geschah nicht. Herbert Lyncker hatte sich zwar von seinem Stuhl erhoben und die kaum angezündete Zigarre wieder fortgelegt, aber er stürzte nicht auf sie zu, um sie in seine Arme zu nehmen. Wohl wollte ihn sichtlich ein leidenschaftliches Verlangen dazu treiben, aber eine gewisse Scheu, die er nicht zu überwinden vermochte, hielt ihn zurück.

Gerade der Umstand, daß seine Gedanken sich seit mehr als zwei Jahren mit nichts anderem beschäftigt hatten als mit ihr und mit der Ausmalung dieses Wiedersehens, hatte Marthas Gestalt für ihn nach und nach fast zu etwas Göttlichem werden lassen. Er hatte nicht mehr den Mut, sie zu berühren, weil das Bewußtsein seiner Schuld und seiner Lüge noch zu schwer und drückend auf ihm lag. Das mußte erst überwunden sein, ehe er die Zuversicht fand, seine Rechte geltend zu machen. Nur seine Augen tranken ihre Lieblichkeit in sich hinein, wie vorhin seine Lippen gierig den feurigen Wein getrunken, mit dem er die tödliche Angst seines Herzens hatte betäuben wollen.

Martha, obwohl sie ihn nicht ansah, fühlte diesen Blick wie ein Brennen auf ihrer Haut. Sie hatte dies Alleinsein gewünscht, weil sie ihm noch vor seiner Unterredung mit ihrem Vater hatte sagen wollen, daß sie noch immer fest entschlossen sei, sein Weib zu werden. Nun aber war ihr zu Mut, als ginge das Opfer doch über ihre Kraft.

Eine kleine Weile sprach keines von ihnen. Dann raffte sich Herbert zusammen, um zu sagen: „Sie haben meinen Brief an Ihren Vater gelesen, liebe Martha? Darf ich hoffen, daß Sie mit meinen Vorschlägen einverstanden sind?“

„Ja — mit allen," erwiderte sie leise.

„Die Ärzte haben mir gesagt, daß ein längerer Aufenthalt im Süden das beste Mittel zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit sein würde. Würden Sie einwilligen, daß wir gleich nach unserer Hochzeit aufbrechen?"

Sie nickte wieder; aber ihr Gesicht war brennendrot geworden, als er von ihrer Hochzeit gesprochen, ja sie mußte für einen Moment die Augen schließen, weil sie fühlte, daß sie sich mit Tränen gefüllt hatten.

Er aber nahm ihr Erröten nur für einen Ausdruck jungfräulicher Befangenheit, und er hatte sie niemals schöner gefunden als in diesem Augenblick. Wenn er noch einmal ein Verbrechen hätte begehen müssen, um sich dies holdselige Geschöpf zu gewinnen, nicht einen Moment würde er gezaudert haben, es zu tun. Hatte ihn doch einzig die Liebe zu ihr in den Stand gesetzt, all das Fürchterliche zu ertragen, das hinter ihm lag: die Qualen der Untersuchung, die Schmach der öffentlichen Gerichtsverhandlung und die grausamen Demütigungen der Gefangenschaft. Der Gedanke an Martha, die Leidenschaft für sie, die sein ganzes Sein ausfüllte, hatte ihm Kraft gegeben, das Entsetzliche zu überstehen. Um seiner Liebe willen hatte er weiter geheuchelt und gelogen und hatte immer neue Listen ersonnen, um die zu hintergehen, die ihn seiner schwer erkämpften Beute zu berauben suchten. In den Stunden der Verzweiflung, wenn der Gedanke an Selbstmord seine Krallen nach ihm ausstreckte, hatte er aus der Vorstellung von den überschwenglichen Wonnen dieses Wiedersehens neuen Mut zum Leben gesogen.

Nun aber, da zur Wirklichkeit geworden war, wovon er nur unter seligem Erschauern hatte träumen können, nun stand das Bewußtsein seiner Schuld wie

eine unsichtbare und doch unübersteigliche Schranke zwischen ihm und dem geliebten Mädchen.

Er wagte es nicht, sie zu liebkosen, wie wenn er daran durch die instinktive Scheu gehindert würde, sie zu beschmutzen. Die Worte der Zärtlichkeit, von denen sein Herz übervoll war, wollten ihm nicht über die Lippen.

Nicht ihre Zurückhaltung, die er ganz natürlich fand, sondern seine eigene Befangenheit war es, die jede Vertraulichkeit hinderte. Mühsam und unter häufigem Stocken schleppte sich eine Viertelstunde lang die Unterhaltung zwischen ihnen hin. Sie sprachen von seiner Gesundheit, von allerlei gleichgültigen Dingen, die Martha zur Zeit ihres ersten Bekanntwerdens interessant gewesen waren, nur nicht von ihrer Zukunft und noch weniger von ihrer Liebe.

Beide empfanden es als eine Erleichterung, als er daran erinnern durfte, daß er von dem Oberstleutnant erwartet werde, und Martha hatte es sehr eilig, ihn in das Arbeitszimmer ihres Vaters zu führen.

Fünfzehntes Kapitel.

„Da ich es für meine Pflicht halte, ganz offen gegen Sie zu sein, mein bester Herr Lyncker," sagte der ganz in einen bläulichen Tabaknebel eingehüllte Oberstleutnant, sobald sie allein miteinander waren, „so möchte ich Ihnen zunächst bemerken, daß Ihr letztes Schreiben mich einigermaßen befremdet hat. Die Vorschläge, die Sie darin machen, sind, ehrlich gesprochen, sehr wenig nach meinem Geschmack."

„Verzeihung, Herr Oberstleutnant, wenn ich Sie unterbreche. Aber Fräulein Martha sagte mir soeben —"

„Daß sie darüber anderer Meinung ist als ich. Ganz

recht! Dasselbe sagte sie auch mir, und es ist möglich, daß ich mich schließlich der Majorität werde fügen müssen. Aber eine Bemerkung vorweg müssen Sie mir doch noch gestatten. Sie sind krank gewesen, und Sie sehen noch jetzt sehr schlecht aus. Würden Sie es nicht für richtiger halten, die Hochzeit bis zu Ihrer völligen Wiederherstellung zu verschieben? Schließlich wären dazu doch auch unsererseits noch verschiedene Vorbereitungen zu treffen, die sich nur schwer innerhalb weniger Wochen erledigen lassen werden."

Der Besucher hatte anscheinend nur mit halbem Ohr auf seine Worte gehört. Seine suchenden Augen wanderten unablässig durch das Zimmer, und immer auffälliger wurde der Ausdruck einer ängstlichen Spannung in seinen Zügen. Aber er hatte doch verstanden, daß man einen Aufschub von ihm verlangte — einen Aufschub, den er nicht gewähren konnte, ohne zugleich jede Hoffnung auf die Verwirklichung jener Wünsche zu begraben, um derentwillen er zum Verbrecher geworden war und so Übermenschliches erduldet hatte.

Darum nahm er alles zusammen, was noch an Energie in ihm war, um sich gegen die unmögliche Zumutung aufzulehnen. Er versicherte, daß er sich bis auf einen kleinen Rest von Schwäche ganz wohl fühle, und daß nichts ihm seine frühere Kraft und Frische schneller wiedergeben würde als das Glück, das ihn an Marthas Seite erwarte. Auch hätte er schon alle seine Dispositionen getroffen. Morgen bereits wolle er abreisen, um einen geeigneten Ort für die Trauung ausfindig zu machen und die Formalitäten des Aufgebots in die Wege zu leiten. Es würde ihm die schmerzlichste Enttäuschung bereiten, wenn man jetzt seinen Plänen die Zustimmung versage.

Das Gesicht des Oberstleutnants war immer finsterer

geworden. „Sie haben es merkwürdig eilig, mein Herr, nachdem Sie sich vorher so merkwürdig lange Zeit gelassen haben. Man gibt doch am Ende sein Kind nicht weg, wie man ein Pferd oder einen Rock weggibt. Um gewisse Garantien für die Zukunft würde ich Sie unter allen Umständen ersuchen müssen, ehe ich mein letztes Wort in dieser Angelegenheit spreche."

Der andere atmete rascher. „Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, Herr Oberstleutnant —"

Der alte Offizier unterbrach ihn mit einer Handbewegung. „Es handelt sich natürlich nicht um diese allein. Aber da wir einmal auf das Thema gekommen sind, so erlauben Sie mir wohl, zunächst noch eine andere Angelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt, mit Ihnen ins reine zu bringen. Ich meine das Darlehen von dreißigtausend Mark, das Sie vor zwei Jahren ohne mein Vorwissen durch Vermittlung meiner Tochter einer uns nahestehenden, Ihnen aber ganz fremden Dame gegeben und das ich demzufolge als eine von mir persönlich eingegangene Schuld anzusehen wünsche."

„Sie sind davon unterrichtet? Das bedaure ich lebhaft, Herr Oberstleutnant. Ich hatte gehofft, daß diese Angelegenheit ganz zwischen mir und Fräulein Martha bleiben würde. Jedenfalls wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen wollten."

Der Oberstleutnant fühlte sich durch diese Ablehnung offenbar ernstlich verletzt, denn stirnrunzelnd sagte er: „Ich bedaure, solchem Wunsche nicht entsprechen zu können, denn ich gehöre so wenig zu den Leuten, die sich etwas schenken lassen, als zu denen, die eine Bezahlung ihrer Schulden auf die lange Bank schieben. Leider bin ich heute noch nicht in der Lage, Ihnen die

ganze Summe zurückzuzahlen. Aber der Verkauf einiger überflüssiger Stücke aus meinen Sammlungen setzt mich immerhin in den Stand, Ihnen wenigstens —"

Er brach verwundert ab, weil sich plötzlich eine zuckende Hand auf die seine gelegt hatte. „Verzeihen Sie, Herr Oberstleutnant, wenn ich mir eine Frage erlaube. Die große japanische Vase mit der Katze — haben Sie auch diese Vase verkauft?"

Im höchsten Maße erstaunt über die Unterbrechung, die ihm um so sonderbarer erschien, als er ihre Ursache durchaus nicht zu begreifen vermochte, zog der Oberstleutnant seine Hand zurück. „Nein," sagte er kurz, „die war mir zu lieb, als daß ich sie jemals um Geld hätte weggeben können."

Grevenberg atmete auf. Ein verzerrtes Lächeln, durch das er seine Ungeschicklichkeit wieder gutzumachen dachte, ging über sein bleiches Gesicht. „Ich dachte es mir wohl. Sie sagten ja damals öfter, daß Sie sich nie von dem kostbaren Meisterwerk trennen würden. Nur, weil ich sie nirgends sah —"

„Es setzt mich in Erstaunen, daß diese Vase Sie so lebhaft interessiert. Aber sie konnten Sie allerdings nicht sehen, denn ich besitze sie nicht mehr. Ich habe sie verschenkt."

„Verschenkt! — Sie haben sie verschenkt? An wen?"

Der Oberstleutnant sah die Schweißtropfen auf seiner Stirn und das irre Flimmern in seinen Augen. „Sollte es mit seinem Verstande nicht ganz in Ordnung sein?" dachte er. „Der Mensch benimmt sich ja wie ein Verrückter!" Und so barsch, als wollte er ihn durch die Rauheit seines Tones in die geziemenden Schranken zurückweisen, sagte er: „An einen hiesigen Arzt, der mich in schwerer Krankheit behandelt hat. Aber das ist doch sehr gleichgültig und hat mit dem, was ich

Ihnen zu sagen wünsche, nicht das mindeste zu schaffen. Ich werde also innerhalb der nächsten acht bis vierzehn Tage die Hälfte Ihres Guthabens flüssig machen, und ich hoffe, daß es mir noch binnen Jahresfrist möglich sein wird, auch den Rest zu tilgen."

Der Besucher hatte nicht ein Sterbenswörtchen davon verstanden. „Jawohl," sagte er mechanisch, „ganz wie es Ihnen beliebt, Herr Oberstleutnant! An einen hiesigen Arzt sagen Sie? Die Vase befindet sich doch noch in seinen Händen?"

„Ich weiß es nicht. Aber was, zum Henker, haben Sie denn eigentlich mit der verwünschten Vase? Wenn sie Ihnen wichtiger ist als meine Mitteilungen —"

In seiner soldatischen Aufrichtigkeit gab er sich gar keine Mühe, zu verbergen, wie zornig er war, und seine Grobheit brachte den anderen so weit zur Besinnung, daß er all seine Energie aufbot, um sich zu beherrschen. „Verzeihen Sie," stammelte er, „das vielleicht zu große Interesse des Liebhabers! Ich glaubte nicht, daß Sie es über sich gewinnen würden, eine solche Seltenheit —"

„Na ja, es war vielleicht eine Dummheit, aber da sie nun einmal geschehen ist, hat es doch keinen Zweck, lang und breit darüber zu reden."

„Allerdings — und ich bitte nochmals um Entschuldigung, wenn ich etwas Ungeschicktes gesagt haben sollte." In seiner Verlegenheit kaum noch wissend, was er tat, blickte Grevenberg auf seine Uhr.

Jetzt aber riß dem Oberstleutnant vollends die Geduld. „Lassen Sie sich durch die Rücksicht auf mich nicht aufhalten, wenn Sie vielleicht schon irgendwie über Ihre Zeit verfügt haben," sagte er barsch. „Später bei Tisch sehen wir uns ja wohl wieder, und Sie sind nachher möglicherweise besser aufgelegt, über ernsthafte Dinge zu reden."

. . . .

Grevenberg war sich nur zu gut bewußt, daß es über seine Kraft gehen würde, schon nach Verlauf weniger Stunden die Tortur, die der durchdringende Blick dieser scharfen Soldatenaugen ihm bereitete, von neuem zu ertragen, und er fand wirklich den Mut, eine Entschuldigung zu stammeln, die ihn davon befreien sollte.

„Sie wollen also den Rest des Tages für die Erledigung Ihrer Korrespondenz frei behalten? Nun wohl, dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber da Sie doch schon morgen wieder abreisen wollen, so —"

„Ich habe mich anders besonnen, Herr Oberstleutnant. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich noch einige Tage bleiben."

„Machen Sie das ganz, wie es Ihnen beliebt. Ich habe Ihnen selbstverständlich nichts zu erlauben oder zu verbieten. Daß Ihnen die Tür meines Hauses jederzeit offen steht, wissen Sie ja. Sie entschuldigen es wohl freundlichst, wenn ich Sie nicht hinuntergeleite."

Grevenberg murmelte ein paar verbindliche Worte. Er wagte kaum, die ohne Herzlichkeit dargebotene Hand des Oberstleutnants zu erfassen, und als er die Treppe hinabstieg, flimmerte es ihm vor den Augen, als ob er in Wahrheit betrunken wäre. Er wünschte sehnlichst, Martha in diesem Augenblick nicht zu begegnen, aber sie hatte wohl seinen Schritt gehört und öffnete die Tür des Wohnzimmers.

„Wo ist der Vater?" fragte sie ahnungslos. „Kommt er nicht mit herab?"

„Ich habe mich von ihm beurlaubt," erwiderte er, den Unbefangenen spielend, soweit er es in seinem gegenwärtigen Gemütszustand noch vermochte. „Eine große Arbeitslast, die sich infolge meiner Krankheit

angehäuft hat, nötigt mich leider, für den Rest des Tages in meinem Hotel zu bleiben und zu schreiben."

Sie äußerte ein freundliches Bedauern, aber ihre Fähigkeit, sich zu verstellen, ging nicht so weit, daß sie es über sich vermocht hätte, durch liebevolles Zureden seinen Entschluß zu erschüttern.

Schon hatte er sich von ihr verabschiedet, da — unter dem Zwange des einzigen Gedankens, dessen sein fieberhaft arbeitendes Gehirn in diesem Augenblick fähig war — wandte er sich ihr noch einmal zu: „Der Herr Oberstleutnant erzählte mir von einem hiesigen Arzt, der ihn in schwerer Krankheit behandelt habe. Wie heißt dieser und wo wohnt er?"

Martha war bestürzt. Wie kam er zu solcher Frage? War es möglich, daß irgend ein Zufall ihn ihr Geheimnis hatte erraten lassen? War vielleicht darin die Erklärung zu suchen für sein sonderbar verstörtes Aussehen, das sie sogleich bemerkt hatte?

„Es ist Doktor Ruthardt," sagte sie zögernd. „Weshalb aber wünschen Sie es zu wissen?"

„O, ich vermutete nur, vielleicht einen alten Bekannten in ihm wiederzufinden, aber es war ein Irrtum — der Name ist mir ganz fremd."

Eine Last fiel von Marthas Herzen, aber als sie dann dem Fortgegangenen nachblickte, kam die Traurigkeit, gegen die sie seit Tagen kämpfte, plötzlich mit so überwältigender Schwere über ihre Seele, daß sie eilig in die Stille ihres Zimmers flüchten mußte, um kein menschliches Auge sehen zu lassen, ein wie armes schwaches Geschöpf sie mit all ihrer Opferwilligkeit und ihrem Entsagungsmut war.

Paul Grevenberg aber ging die sonnenhelle Straße hinab wie in einer Betäubung. Zu seinen Füßen breitete sich das heitere Panorama des malerischen

Städtchens und über seinem Haupte lachte der herbstliche Himmel im reinsten Blau. Aber er sah nichts von alledem. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den anderen und folgte den Windungen des Weges, ohne darauf zu achten, wohin er ihn führe. So deutlich, als liefe jemand mit dem immer wiederholten höhnischen Zuruf hinter ihm her, hörte er eine Stimme sagen: „Verloren — alles verloren! Du bist umsonst ein Verbrecher und ein Sträfling gewesen!“

Es hatte sich nach Kampf und Verzweiflung plötzlich alles so überraschend gut gewendet. Er war den polizeilichen Spürhunden wie seinem habgierigen Freunde glücklich entronnen, und er hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß er auch dem betörten Weibe entronnen sei, dessen Hilfe er nicht hatte verschmähen dürfen, obwohl er sich von vornherein bewußt gewesen war, daß er es schimpflich verriet. Wenn er heute seinen Schatz gehoben hätte, wäre er schon morgen jenseits der Grenze gewesen, unerreichbar für seine Verfolger, die ja kein Recht mehr hatten, von einer fremden Regierung seine Festnahme und seine Auslieferung zu verlangen wegen eines Verbrechens, das er bereits gebüßt. Nur noch wenige Wochen sehnsüchtigen Harrens, und das sonnige Glück wäre in seine Arme gefallen, er hätte den Becher der höchsten irdischen Seligkeit bis zum Grunde leeren dürfen.

Und nun sollte ein hämischer Zufall, eine grausame Laune des Ungefährs alles vernichten! Er wußte, wo sein Schatz zu finden war, er war vielleicht nur durch die dünne Mauer eines Hauses von ihm getrennt — und doch sollte er ihm unerreichbar sein, unzugänglicher und weiter von ihm entfernt als damals, als er noch hinter den Gitterfenstern des Gefängnisses geschmachtet!

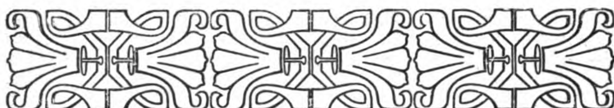
In diesen Augenblicken lernte er begreifen, wie ein

Mensch zum Mörder werden könne. Ein unsinniger, schrankenloser Haß gegen diesen unbekannten Menschen, der ihn um sein teuer erkauftes, um sein mit Ehre und Gesundheit bezahltes Eigentum bestohlen, zerwühlte seine Seele.

Und aus diesem Haß noch mehr als aus seiner Liebe sog er nach und nach die Kraft, den fast schon verlorenen Kampf doch noch einmal aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)





Das Verbrechen.

Humoreske von Oskar Kühne.

Mit Illustrationen von H. Grobet.



(Nachdruck verboten.)

Der berühmte Kliniker, Professor Doktor Raimund Hartmann, war wütend.

„Das ist wieder ein Fall! Der dritte klar nachgewiesene in kurzer Zeit! — Dieses entsetzliche Küssen! Dieses alberne Überbleibsel aus wildem Urzustand! Gesetzlich muß dem Unfuge endlich gesteuert werden!“

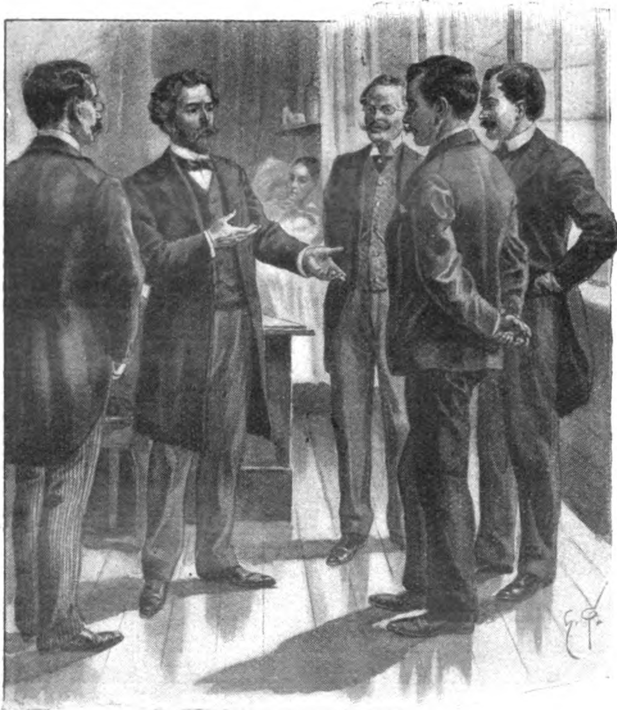
Der Empörte schöpfte Atem und wandte sich gegen die jungen assistierenden Mediziner.

„Ich lege es Ihnen ans Herz, meine Herren, kämpfen Sie mit Feuer und Schwert gegen die schmachvolle Sitte des Küssens! Gehen Sie allerwärts in Person mit gutem Beispiel voran! Küssen Sie unter keinen Umständen, mag es sich um Braut, Frau, Mutter, Vater, Geschwister, Verwandte oder Bekannte handeln! Erleuchten Sie die Unwissenden! Niemand benötigt das Küssen! — Sehen Sie mich zum Beispiel an. Ich kann mich nicht erinnern, jemals geküßt zu haben, oder geküßt worden zu sein. Und trotzdem lebe ich sehr, sehr glücklich!“

Das doppelte „sehr“ betonte der Professor in einer Weise, als wolle er es sich selbst glauben machen.

Die Herren lächelten vorschriftsmäßig.

Sofort nach dem Nachmittagskontrollgang durch die



Krankensäle setzte sich Raimund Hartmann in seinem Privatzimmer der Klinik hin und schrieb die drängenden Gedanken nieder. Es wäre ihm unmöglich gewesen, sie im Kopfe nach Hause zu schleppen.

„Drei Fälle vom Küssen!“ betitelte sich des berühmten

Klinikers Schlachtruf. „Gewidmet der mit Blindheit geschlagenen Menschheit."

Eine Mutter hatte ihr einziges, an Diphtheritis erkranktes Kindchen geküßt. Sie selbst litt seitdem an einer gefährlichen Halskrankheit.

Ein Ehemann hatte seine junge Frau, die wegen eines durch Erkältung entstandenen Hautausschlags zum Kurgebrauch in ein Bad reiste, beim Abschiednehmen auf dem Bahnhof geküßt. Nun war er selbst infiziert.

Eine Braut hatte ihren sterbenden, lungenkranken Bräutigam geküßt. Selbst siechte sie nun dahin an der Schwindsucht.

Schrieen diese Tatsachen nicht: der Kuß ist ein Verbrechen?

Ein einzubringendes Gesetz müsse also jedes Küssen verbieten. Weder Kranke und Gesunde, noch Gesunde und Gesunde dürften sich küssen. Niemals könne jemand genau wissen, ob nicht ein verborgener Krankheitskeim in ihm schlummere, der nur darauf warte, weiterverpflanzt zu werden.

Die Annahme eines Gesetzes, das jeden Küsser, jede Küsserin — der geharnischte Professor war wirklich so ungalant und schrieb nicht, wie es sich gehörte: jede Küsserin, jeden Küsser — dem Staatsanwalt ausliefere, würde das Anbrechen eines goldenen Zeitalters für die Menschheit bedeuten.

Mindestens mit drei — ach was, lieber mit sechs Monaten Gefängnis sei ein Übertreten zu bestrafen. —

Der Artikel war saftig. Nicht nur die Fachzeitschrift, sondern auch die Tagesblätter sollten ihn zugesandt erhalten, gratis natürlich.

Raimund Hartmann überlegte.

Ob er nicht lieber statt Gefängnis — Zuchthaus setzte?

„Auf Zuchthaus wird aber nicht unter einem Jahre erkannt," murmelte der Finstere. „Hm. Schaden könnte das gar nichts. Ich werde Zuchthaus in Vorschlag bringen."

* * *

Es war spät geworden. Der Professor eilte seiner Wohnung zu. Im Hausflur gähnte ihm schwarze Dunkelheit entgegen.

„Solche Bummelei!" brummte der Ärgerliche vortappend.

Keine drei Schritte war Raimund Hartmann in der Finsternis vorgedrungen, da geschah etwas Entsetzliches.

„Papa — Papa!" jubelte es auf aus frischer Kehle. Im Nu umklammerten zwei weiche Arme Raimunds Hals und — unglaublich! — ein Kuß, noch einer und noch einer, einer feuriger wie der andere, sengten auf den keuschen Manneslippen.

Der Vergewaltigte war starr. Vergebens rang er nach Worten.

„Ach, lieber Papa, ist das hübsch, daß du heute schon kommst!" jubelte die Silberstimme weiter.

An des Sprachlosen Brust rankte sich das Schmeichelkätzchen empor. Ein laues Mündchen legte sich an sein Ohr und lispelte: „Nicht wahr, Papa, du hast mir das Kleid mitgebracht?"

Und noch einen Kuß mußte Raimund Hartmann hinnehmen.

Der Angefallene rührte sich nicht. Beim vierten Kuß war er wieder im Besitz seiner vollen Bewegungsfreiheit. Er hätte sich sträuben können, ihn hinzunehmen, die Samtwange schmiegte sich aber so traulich an seine Bartstoppeln an, daß er jede Gegenwehr vergaß.

Im Grunde genommen eigentlich gar nicht so un-

angenehm — solch ein Kuß! Das waren des geliebkosten Professors Gedanken.

Gewohnheitsmäßig räusperte er sich. Das liebe Kind kreischte ob des fremdartigen Geräusches laut auf. „Das ist nicht dein Papa!“ wurde ihm eisig kalt klar.

„Mein Gott, was habe ich angestellt!“ hörte Raimund Hartmann jammern.

„Eine höchst fatale Lage für mich, einen unverheirateten Professor, einem jungen Mädchen, das mich geküßt — richtig abgeküßt hat, im Duster gegenüberzustehen!“ sagte sich der Junggesell. Er grübelte, ob irgendwo in den Tausenden von Büchern, die er durchstudiert, eine Stelle vorkäme, die ihm über die peinliche Situation weghülfe. Wie immer beim tiefen Denken legte Raimund Hartmann mechanisch den Zeigefinger der rechten Hand an seine Hakennase. Das charakteristische Räuspern erscholl.

„Hm,“ meinte er. „Man könnte vielleicht so tun, als geschähe etwas — ut àliquid fieri videretur,“ und suchte nach seinem Taschentuch.

Im Flur wurde es plötzlich hell, der säumige Wirt zündete die Gasflammen an.

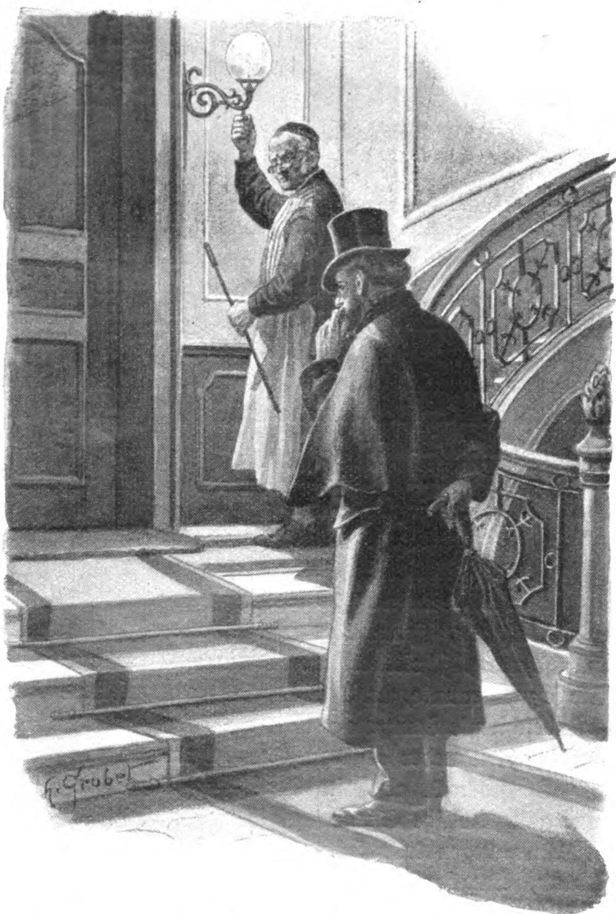
Keine Küsserin war zu sehen.

„Auch gut,“ sprach der Erlöste, und ohne sich weiter umzuschauen, schritt er seinen Zimmern in der ersten Etage zu, brannte, im Studiergemache angekommen, die grünbeschirmte Lampe an, lehnte sich brummend in den abgeschabten Lederpolsterstuhl zurück und sann.

„So schmeckt also ein Kuß! — Hm. Ohne Frage eine ganz mollige Speise.“

Auf Augenblicke spitzte sich Raimund Hartmanns Mund, eingehend besah er seine Handrücken, auch so eine Angewohnheit. Seine Fingerspitzen zitterten wie die ausgebreiteten Flügel eines zum Fluge ansetzenden Spechtes. Offenbar war er sehr aufgeregt.

„Ob das von dem Küssen herrührt?" fragte sich die Leuchte der Wissenschaft.



„Nein, von diesem tierischen Gebaren kann es nimmermehr sein!" gab sie sich zur Antwort. „Das

Schreiben hat das Blut in Wallung gebracht. Richtig, die Abhandlung! Bald hätt' ich sie ganz vergessen."

Er zog das Manuskript aus der Tasche und wollte es nochmals überlesen.

Aber er legte es bald wieder weg.

Auch auf dem Arbeitstische störte ihn das Geschreibsel. In das Pult wurden die losen Blätter eingeschlossen.

Wieder mußte der Träumer an weiche Lippen denken. Was das nur für dumme Gedanken waren, die wohlig seine Sinne umtätschelten?

Leise flüsterten die Sirenen: „Du bist mit deinen vierzig Jahren noch ein ganz forscher Kerl, Raimund. Deine Kleidung, hm, deine Kleidung, da hapert es freilich. Die ist ziemlich aufbesserungsbedürftig. Und dein Äußeres? Sehr vernachlässigt, Raimund!"

Aufstöhnend faßte Raimund Hartmann den schweren Entschluß, sich wieder einmal die Haare schneiden zu lassen.

Es klopfte.

„Herein!" polterte der Gestörte.

Mutter und Tochter des Architekten aus dem Parterre traten ein. Energisch avancierte die würdige Matrone, das scheue Enkelkind dagegen blieb puterot im Gesicht, gesenkten Hauptes, am Tändelschürzchen zupfend, stehen.*)

„Das ist eine schöne Geschichte, die ich da soeben erfahre, Herr Professor!" ereifert sich die Großmama. „So ein dummes Ding, die Grete! Sitzt da und heult und heult — und was presse ich nun endlich heraus? Um den Hals ist sie Ihnen, einem wildfremden Herrn, gefallen! Sie hat ja geglaubt, Sie wären ihr Vater. So etwas ist noch nicht dagewesen! — Ich bitte für das Kind um Entschuldigung, Herr Professor. Haben

*) Siehe das Titelbild.

Sie die Güte und erzählen Sie den Fall nicht weiter. Sie wissen, der gute Ruf eines Mädchens wiegt schwerer als Gold."

Raimund Hartmann nickte zu den letzten Worten, obgleich er sich heimlich sagte, daß er darüber noch nicht nachgedacht habe.

„Sie haben es doch nicht übelgenommen?" forschte eindringlich die alte Dame.

„Durchaus — durchaus nicht!" wollte Raimund Hartmann erwidern; die Zunge klebte aber so fest am Gaumen, daß er nichts herausbrachte. Desto lebhafter schüttelte er den Kopf.

„Wenn mir nur wieder eine lateinische Stelle einfiele, die mich auch über diesen schwierigen Punkt hinwegleitete!" schrie es in dem Unbeholfenen. Unzählige Zitate durchschwirrten sein Denkerhirn. Eines blieb haften. Omnia Dei opera digna sunt, quae admiremur — alle Werke Gottes sind bewunderungswürdig.

Wieder lag Raimund Hartmanns Finger an der Hakennase, das Auge sah gespannt auf den Rücken der linken Hand, das Räuspern machte sich bemerkbar. Die Gedanken stürmten.

„Bisher habe ich gewisse Werke Gottes nicht bewundert," saß der Kliniker Raimund Hartmann mit sich selbst zu Gericht. „Immerhin — ein junges Mädchen ist ein Werk Gottes — nicht daran zu rütteln. Als Werk Gottes ist ein Mädchen bewunderungswürdig. Und ... Soll ich den Schluß ziehen? Nur zu, Raimund! Folgegemäß ist auch ein Kuß bewunderungswürdig als Werk eines Werkes Gottes."

Wie von umschlingenden, niederziehenden Ketten befreit, fühlte sich der Aufschauende.

„Quod erat demonstrandum — was zu beweisen war," sagte er laut.

„Wie meinten Sie, Herr Professor?" fragte die Dame.

„Hm. Ich meinte, daß mir die Verwechslung gar nicht unangenehm gewesen ist."



Die Großmama sah den Sprecher prüfend von der Seite an. „Komm her, Grete!" befahl sie. „Gib dem Herrn Professor die Hand und bitte ihn um Entschuldigung."

Ruckweise, halb abgewendet, schob sich die kleine

Brünette heran. In ihren Äuglein blinkten Tränen. Zögernd reicht sie die Patschhand hin. „Verzeihen Sie, Herr Professor!“ schluchzte sie.

Und was begann der berühmte Kliniker? Er verbeugte sich galant und drückte — welch ein Frevel! — einen langen Kuß auf die rosigen Fingerchen der kleinen Dame.

Er staunte selbst über die komischen Worte, die seinem rebellischen Herzen entsprudelten: „So, jetzt habe ich Sie wiedergeküßt, mein Fräulein. Jetzt sind wir quitt. Keines kann dem anderen etwas vorwerfen.“

* *
*

Wotans wildes Heer jagte an diesem Abend durch das jungfräuliche Studierzimmer Raimund Hartmanns. Schnaubend entwurzelten die ungestümen Gesellen knorrige Eichen, scheinbar für ein ganzes Leben aufgestellte Grundsätze. Nicht rastete die Natur. Junge, grüne Triebe strebten zwischen den gefällten Riesen auf zum Licht.

Raimund war sich klar, was er zu tun hatte. Er würde morgen seinen Besuch im Parterre abstatten. Man müßte gute Hausfreundschaft halten, tüftelte sich der Schlaue aus, damit wollte er sich einführen.

Und dann?

Sehnsüchtig kräuselten sich die Lippen des sich wie ein Jüngling fühlenden reifen Mannes. Ein warmes Mündchen fühlte der Schmachtende darauf sich legen.

Wonnen durchrieselten seine Adern.

— — — — — — — — — — — —

Und der wehrhafte Aufsatz wider das Verbrechen des Küssens?

Gefräßige Flammen verwandelten am Verlobungstage ihres Verfassers engbeschriebene Bogen in ein Häuflein Asche.





Der Kampf um die Handelsoasen der Sahara.

Ein Kapitel französischer Kolonialpolitik.

Von Kurt Tesdorff.

Mit 8 Illustrationen. 

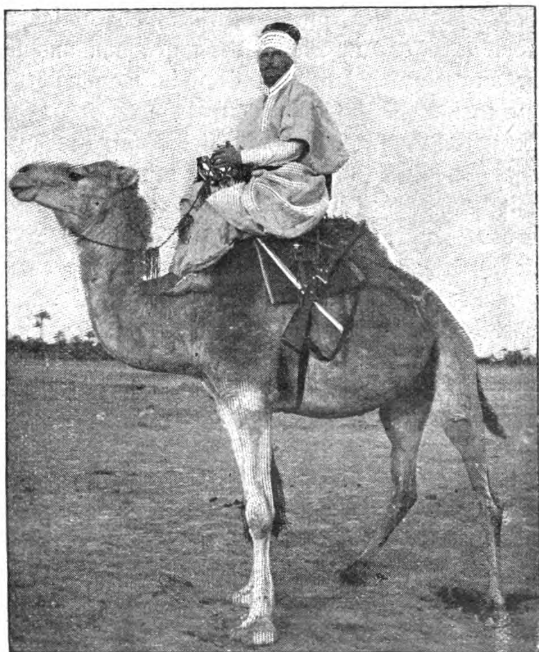
Durch den jüngst zwischen Großbritannien und Frankreich zu stande gekommenen Vertrag, der die Verständigung über bisherige Streitpunkte der Kolonialpolitik beider Staaten besiegelte, hat Frankreich freie Hand für seine Politik in Marokko bekommen. Das gleiche Ergebnis hat es sich durch Verhandlungen mit Spanien gesichert, das wie England an der Küste Marokkos eine alte Interessensphäre besitzt.

Die Herrschaft des Sultans Abdul-Asis, der nur unter dem heftigsten Widerstand seiner Gegner im Jahre 1894 zur Regierung gelangte, war von vornherein auf die Unterstützung der in Marokko hauptsächlich interessierten europäischen Staaten angewiesen. Seine Herrschaft kann sich nur halten dank der pekuniären Hilfe, die ihm durch Anleihen in Frankreich, England und Spanien zu teil geworden ist. Von dem großen marokkanischen Gebiet ist nur etwa die Hälfte dem Sultan wirklich untertan: das ehemalige Königreich Fes

mit der gleichnamigen Hauptstadt und den Häfen Tanger und Tetuan, das alte Königreich Marokko mit der gleichnamigen Hauptstadt, die Küste südlich von Kap Ghir, die Oasenlandschaften Tafilet und Figig im Süden und Südosten und das Land Udjda im Nordosten an der Grenze von Algier. Dagegen verweigern alle die von nomadisierenden Berber- und Araberstämmen bewohnten weiten Regionen dem Sultan sowohl Steuern wie Militärdienst; so auch die Bewohner des großen Territoriums im Süden von Udjda, dessen Zentrum der Schott Tigri bildet, und die der großen Handelsoasen im Süden des gebirgigen Oasenlandes Figig, Tidikelt, Gurara, Tuat, deren Gesamtgebiet man auch mit dem Namen Tuat bezeichnet. Die hier ansässigen Stämme haben sich stets nur zu einer Anerkennung der religiösen Suprematie des Sultans in seiner Eigenschaft als „Emir el Mumenin", das heißt „Fürst der Gläubigen", verstanden. Die große Mehrzahl dieser Stämme wählte sich immer ihre Scheichs selber.

Die Unbotmäßigkeit der nomadisierenden Berber und Araber, aber auch das Aufsaugungssystem der mit dem Steuerwesen betrauten Beamten hat in Marokko mit der wachsenden Schuldenlast eine wirtschaftliche Unsicherheit erzeugt, die von allen hier Handel treibenden Fremden unangenehm empfunden wird. Am meisten aber ist Frankreich davon berührt, dessen großes nordafrikanisches Kolonialreich Algerien mit der Provinz Oran an Marokko grenzt und das seit langer Zeit von Algier aus eine kühnausgreifende Handelspolitik verfolgt. Es plant die Durchführung eines großen Eisenbahnnetzes, das die Haupthäfen von Algier und Tunis mit denen von Marokko und mit den großen Handelsoasen im Norden der Sahara verbinden soll, von wo aus die uralten Karawanenstraßen durch die Wüste

nach dem Sudan führen. Schließlich soll eine weitere Eisenbahn Algerien auf dem Wege über die großen Oasen von Tuat in Verbindung mit dem großen französischen Kolonialbesitz im Westen der Sahara, Sudan-



Spahi von den Besatzungstruppen im Tuat.

Senegal, Abanghi-Kongo, bringen. Der Bau der beiden Eisenbahnstrecken Algier-Mascara-Tlemcen, die in Marokko über Udjda nach Fes, Tetuan, Tanger ausgebaut werden könnte, und Arseu-Mascara-Ain Sefra, die über Figig, Igli, Kersas nach den Hauptorten des Tuat — Timminum, Tamentit, Ain

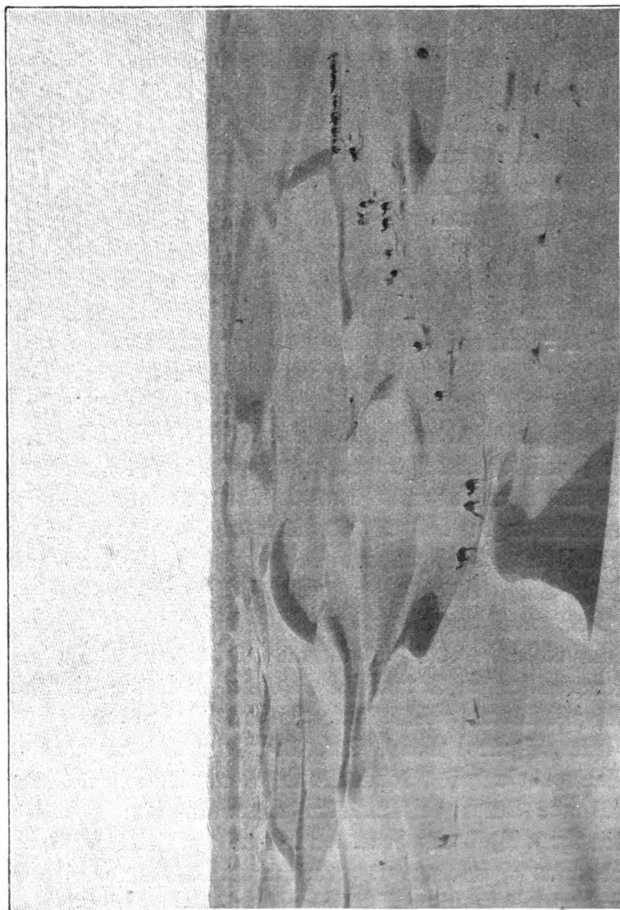
Salah (Insalah) — fortgeführt wird, ist in den Grenzdistrikten auf vielfachen Widerstand seitens der aufrührerischen Berberstämme gestoßen, die unter dem Einfluß des Prätendenten Bu-Hamara stehen. Da der Sultan zu schwach ist, diese Beduinen des Grenzlandes zur Ruhe zu bringen, sah sich Frankreich genötigt, eine besondere Truppe zum Schutz der Eisenbahn und ihrer Fortsetzung einzurichten, um die Feinde auch über die Grenze in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen.

Jetzt strebt es, wie England dies früher in Ägypten erreicht hat, eine Schutzherrschaft über ganz Marokko an, mit dem doppelten Zweck, die Ordnung und Kontrolle der gesamten Finanzverwaltung in feste Hand zu nehmen, zugleich aber auch die Unterwerfung der unruhigen Berber- und Araberstämme durchzuführen, mit der es beim Vordringen nach Tuat und in Tuat selbst während der letzten Jahre mit bemerkenswertem Erfolg begonnen hat. Da es für diese Eroberung eines Gebiets, das nach dem Vertrag von Tanger zur Machtsphäre des Sultans gehörte, die nachträgliche Genehmigung des letzteren gewann, ist es wohl möglich, daß dieser sich durch finanzielle Zugeständnisse auch für das Protektorat gewinnen lassen wird, durch das die Franzosen bereit sind, seine Herrschaft in Marokko dem sie bedrohenden Prätendenten Bu-Hamara gegenüber zu sichern.

Inzwischen ist es von besonderem Interesse, das Vorgehen Frankreichs näher ins Auge zu fassen, das zur Besitzergreifung von Tuat geführt hat. Die Bedeutung der letzteren läßt sich aber nur verstehen, wenn man die vorausgehenden Erfolge der Franzosen im westlichen Sudan in Betracht zieht.

Wenn man im allgemeinen vom Sudan spricht, so denkt der Leser zunächst an das Hinterland Ägyptens

am oberen Nil, an den östlichen Sudan, das „Reich des Mahdi", dessen Eroberung den Engländern so viel



Algerischer Warentransport in der Wüste El Erg.

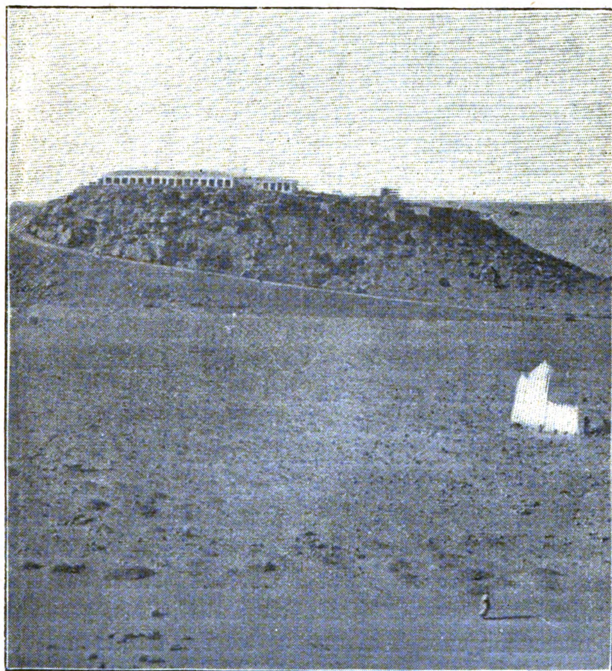
zu schaffen gemacht hat. Zu dem „Sudan" genannten riesigen Ländergebiet, das nördlich vom Äquator über

ganz Afrika reicht, gehören aber auch am Atlantischen Ozean die Senegal- und Nigerländer. Hier hat Frankreich im letzten Jahrzehnt seinen alten Kolonialbesitz bis an den Südwestrand der Sahara, an den Tschadsee und den Mittellauf des Niger nach siegreichen Kämpfen mit den hier gebietenden Berberstämmen auszudehnen verstanden. Die wichtigste Eroberung war Timbuktu, denn diese altberühmte Endstation des westlich gerichteten Karawanenhandels von Marokko, Algier, Tunis, Tripolis her beherrscht auch den Schiffsverkehr auf dem mittleren Niger.

Die um 1100 n. Chr. von dem mächtigen Stamm der Tuaregs gegründete Stadt, die später zu dem großen Haussareich gehörte, ist noch immer der Hauptsitz der islamitischen Kultur im westlichen Sudan. Sie liegt 10 Kilometer vom Niger entfernt, an dem sie zwei Häfen, Kabara und Koriume, hat. Man schätzt die jährliche Handelsbewegung auf 400 Karawanen mit 140,000 Kamelen und 22,400 Tonnen Ladung, die Bootsladungen auf 34,000 Tonnen. Hauptthandelsartikel sind, abgesehen von Sklaven, von Pferden und Vieh: Salz, das aus den großen Salzseen und -lagern der Sahara gewonnen wird, Gold, das namentlich von Bambuk und Bure herstammt, Elfenbein, Gummi, Straußenfedern, Kolanüsse, Getreide; von europäischen Manufakturen: rotes Tuch, Polster, Waffen, Spiegel, Messer, Zucker, Mehl, Tee, Korallen; von arabischen Waren besonders Tabak, aus Tuat Datteln. Eine blühende Stadt ist Timbuktu aber längst nicht mehr. Mit ihren Moscheen, den etwa tausend einstöckigen, flachbedachten Häusern aus gebranntem Ton und vielen hundert Mattenhütten ist sie gegenwärtig nur von rund 8000 Seelen bewohnt, während der Afrikareisende Lenz vor 25 Jahren noch 20,000 Einwohner zählte. Die

Franzosen haben die 1893 eroberte Stadt mit einer Zitadelle und zwei Forts versehen.

Die Sahara ist fast so groß wie Europa. Bei dieser ungeheuren Ausdehnung — 166,347 Quadrat-



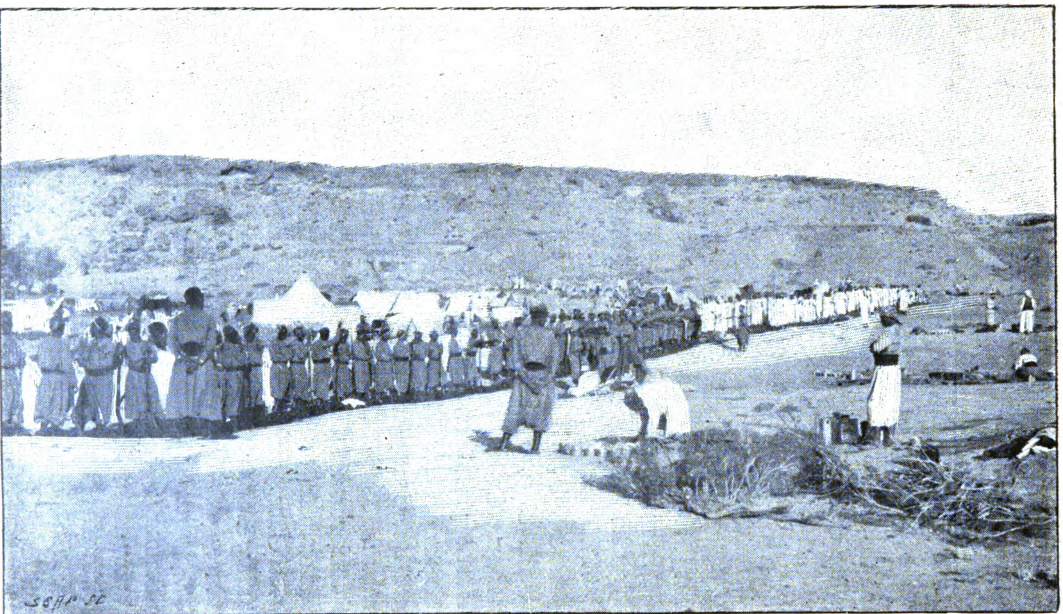
Die Bergfeste Jgli.

meilen — ist der landschaftliche Charakter der Wüste natürlich nicht ohne Mannigfaltigkeit. Mächtige Hochgebirge mit Gipfeln bis zu 2500 Meter Höhe, steinige Hochebenen, sandige Dünenregionen, Becken mit lehmigem Boden und salzigen Seen und Sümpfen wechseln ab mit fruchtbaren Oasengebieten. Jm Süden von Oran,

wo sich die Oasen von Gurara, Tidikelt und Tuat befinden, entwickelt sich der Nordrand der Sahara in vielfach zerklüfteten Tafelbergen und terrassenförmig übereinander aufsteigenden Plateaus. Die Bewässerung der Sahara entspricht durchaus ihrem Wüstencharakter. Ein wirklicher Fluß befindet sich nur an der Nordgrenze, der Wadi Draa (Wadi ist die arabische Bezeichnung für Flußbett); alle übrigen Wasserläufe sind anfangs Gebirgsbäche, deren felsige Betten nach jedem Regen sich füllen, die aber verschwinden, sobald sie in die Sandregion eintreten. Das Wasser fließt unterirdisch weiter, so daß man fast überall in den trockenen Flußbetten in einiger Tiefe auf Wasser stößt.

Wo immer in der von tropischer Hitze durchglühten Sahara Wasser den Boden tränkt, entsteht eine Oase; dies Wort ist übrigens den Wüstenbewohnern fremd, denn sie bezeichnen die Stätten der Vegetation in der Wüste mit dem arabischen „Ain" (Quelle). Doch nicht jede Oase verdankt ihre Kulturfähigkeit einer natürlichen Quelle, oft nur dem Wasserablauf von den umgebenden Bergen. Die Franzosen steigerten in Algier die Bebaufähigkeit solcher oft recht umfangreichen Landstriche am Rande der Wüste durch die Anlage artesischer Brunnen.

In den großen Oasen Nordafrikas bildet der Charakterbaum der Landschaft, die Dattelpalme, große zusammenhängende Waldungen, die ihr Entstehen jedoch der Kultur verdanken. Ebenso ist der vorhandene Ackerbau erst durch künstliche Bewässerung des Bodens möglich geworden. Natürlich hat sich von alters her der unendlich mühselige Karawanenverkehr quer durch die Sahara unter Benutzung der in der Richtung liegenden Oasen entwickelt. Sie bilden für die Karawanen unentbehrliche Ruhepunkte, wo sie Wasser aufnehmen und sich verproviantieren. Die Karawanenstraßen haben da-



Truppenschau in der Wüste.

her seit den ältesten Zeiten so ziemlich ihre Richtung beibehalten.

Die alte Karawanenstraße aus Algerien nach Timbuktu führt von Gardaja im Herzen des Landes nach El Golea, von hier über die Sanddünen der Wüste El Erg nach dem Tuat (Ain Salah) und von da nach Südwesten über Mabruk an den Niger.

In der Oasenlandschaft Tuat münden aber auch von alters her Karawanenstraßen aus den Grenzmärkten von Tripolis und Marokko. Im besonderen vereinigt sich hier mit der aus El Golea kommenden Straße die aus Südmarokko, wo Abuam im Oasenland Tafilet der Sammelpunkt für den Warenverkehr nach dem Sudan ist. Beide Straßen werden beständig umschwärmt von raubgierigen und kriegslustigen Beduinenscharen. Der Ausdruck Straße darf überhaupt den Leser nicht verleiten, dabei an irgendwelche Kultureinrichtungen zu denken. Selbst die Spuren, welche eine Karawane im Boden zurückläßt, verweht der Wüstensand leicht, bis die nächste im Geleite der den Führerdienst verrichtenden Beduinen heranzieht. Man darf auch nicht annehmen, daß sich bereits direkt im Bereiche der Hafenstädte von Marokko, Algier, Tunis und Tripolis die Karawanen bilden, deren Bestimmung die Reise nach dem Süden ist. In den Handelszentren im Süden dieser Staaten, Abuam, El Golea u. s. w., fließen die Waren aus den Häfen und aus den gewerbreichen Orten des Innern zusammen, und dort erst bilden sich die Karawanen für den Zug nach einer der alten Handelsstationen in den großen Oasen der Wüste, wo dann wiederum eine neue Verteilung der Waren und eine neue Ausrüstung von Karawanen beginnt, während die aus dem Norden gekommenen Kamele für die Heimkehr mit den Waren aus dem Sudan beladen werden.



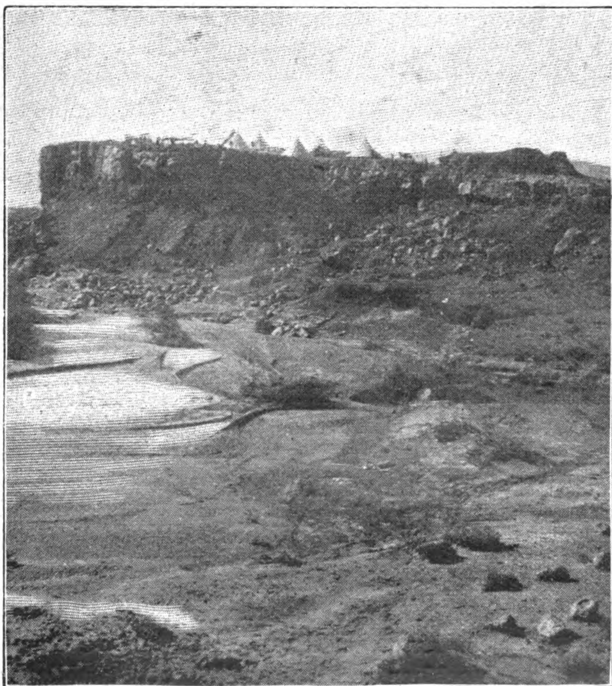
Eine Abteilung Spahis ergreift Besitz von einer Palmenpflanzung bei Djennan-ed Dar.

Das Bild des Aufbruchs einer Wüstenkarawane nach Timbuktu, die oft mehrere tausend Lastkamele zählt, ist großartig und von malerischem Reiz: die Männer zu Fuß oder zu Kamel, die Frauen auf Rindern oder Eseln, mit allem Hausbedarf, ja selbst den leichten Matten und Stangen für die Zelte, mit Töpfen und Mörsern, Schüsseln und Trinkschalen behangen, reihen sich in bestimmter Ordnung zu einem großen Zug unter der Führung der Scheichs ihrer Geleitsmannschaft.

Nachdem es den Franzosen schon vor einem Jahrzehnt gelungen war, den Zentralmarkt El Golea, den bis dahin die handeltreibenden Stämme selbst beherrschten, unter die Oberhoheit der algerischen Regierung zu bringen, begannen sie im Jahre 1899 sich auch in den Hauptorten der Oasenlandschaft von Tuat festzusetzen. Dies ging nicht ohne ernste Kämpfe ab, wie denn auch der Hauptort Ain Salah im Tidikelt nur mit Waffengewalt besetzt werden konnte. Diese kriegerische Aktion wurde sowohl von Südoran aus wie auf dem Wege Biskra—El Golea durch besondere Expeditionskorps ausgeführt. Oberstleutnant d'Eu vermochte durch die Besetzung von Igli den neuen Zuzug feindlicher Scharen aus dem Tafilet zu verhüten, während Oberst Wenestrel, Kommandeur des in Blidah garnisonierenden Turkoregiments, die Eroberung des Tuat leitete.

Welche Kosten diese Besitzergreifung verursachte, läßt sich aus folgendem Beispiel ermessen. Die nach Ain Salah verlegte Garnison, die aus etwa 200 Mann saharischer Tirailleure, einer halben Eskadron saharischer Spahis und ungefähr 250 irregulären Reitern besteht, erforderte in dem Kriegsjahr den Nachschub von 500 Traglasten Lebensmittel für den Monat, zu dem man 700 Kamele benötigte. Man kann diese Tiere nur

für den Preis von 4 Franken täglich mieten, der Hintransport von Biskra über El Golea und die Wüste El Erg erfordert 20 Tage, so daß man für den Hin- und



Ksar-el Adsuj.

Rückweg allein die Summe von über 100,000 Franken aufwenden mußte.

Kommt es wirklich zum Bau der Saharabahn, so wird Ain Salah genau den Mittelpunkt der 2500 Kilometer langen Strecke vom Meeresufer bis Timbuktu bilden. Der Bau einer Telegraphenlinie von El Golea

bis Ain Salah wurde nach der Besetzung gleich in Angriff genommen. Über den Bau der Bahn über Biskra hinaus hat man sich damals nicht entscheiden können.

Die Oasengruppe Tidikelt, deren Hauptort Ain Salah ist, umfaßt rund 15,000 Quadratkilometer. Tidikelt zählt in sechs Distrikten mit 62 Dörfern (Ksuars) 23,000 Einwohner (Berber, Araber, Neger) und 1,5 Millionen Dattelpalmen. Nach der neuen Organisation kann es 650 Berittene, darunter 500 Kamelreiter, und 4000 Mann Fußtrupen ins Feld stellen. Die Oasengruppe Gurara hat in zwölf Distrikten 115 Ksuars mit 80,000 Einwohnern und 2,5 Millionen Dattelpalmen; sie kann 1800 Berittene und 7400 Flintenträger aufbringen. Die im engeren Sinn den Namen Tuat führende Oasenlandschaft mit der Hauptstadt Timminum hat zehn Distrikte mit 100,000 Einwohnern und 3 Millionen Dattelpalmen und kann 400 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk stellen. Diese Oasen bringen zwar außer Datteln nur wenig hervor — Getreide, Baumwolle, Gemüse —, aber die Datteln sind für die zahlreichen Wüstenbewohner das Brot, und so ist, bildlich gesprochen, das Tuat mit seinen 7 Millionen Dattelpalmen die „Kornkammer" für die Beduinen der nördlichen Sahara. Die Hauptorte des Tuat sind aber auch in jeder anderen Beziehung die Verproviantierungsdepots dieser Stämme.

Sie alle gehören zu den Tuaregs, dem mächtigsten Berbervolk der Sahara. Diese allezeit kampf- und raublustigen Wüstenbewohner, die teils nomadisieren, teils in den Oasen seßhaft leben, sind ein schöner bräunlicher Menschenschlag mit regelmäßigen Gesichtszügen. Sie gelten für die Nachkommen der Gätuler und Garamanten des Altertums und reden eine Sprache, die ein Abkömmling der altlibyschen Sprache zu sein scheint. Sie bilden keine politische Einheit, sondern zerfallen in

sehr verschiedene, sich oft bekriegende Stämme, von denen die sogenannten „freien“, die Jhaggar, sich die anderen, die Jmrhad, unterworfen haben. Die letzteren leben in den Oasen seßhaft in Dörfern aus Lehmhäusern,



Französische Brieftaubenstation in Djennan-ed Dar.

die Ksar genannt werden; die kriegerischen Herrenstämme, die sich fast immer auf Raub- und Kriegszügen befinden oder als Karawanenführer die Wüste durchqueren, haben das Material für ihre Zelte auf Kamelen bei sich, und ihre Zeltdörfer schlagen sie am liebsten auf Bergeshöhen auf mit Rücksicht auf die verheerende Wirkung der plötzlichen Platzregengüsse. Bei streng-

gläubigen Mohammedanern gelten die Tuaregs als Sektierer; doch diese teilen mit jenen den fanatischen Haß gegen die Christen, so daß es bis in die neueste Zeit den bis ins Tuat gelangten Afrikareisenden versagt blieb, sich einer von Tuaregs geführten Handelskarawane durch die Sahara anzuschließen.

Mit diesen Stämmen der nördlichen Sahara hat Frankreich den Kampf aufgenommen, und da es ihm im Sudan gelang, die Tuaregs, welche Timbuktu beherrschten, sich zu unterwerfen, traut es sich zu, ihnen auch die Herrschaft über die Sahara abzuringen. Die Zwietracht unter den einzelnen Stämmen und die Habgier mancher Scheichs erleichtert das Unternehmen Schritt für Schritt mit dem Vorrücken der durch Oran laufenden Eisenbahn, deren Fortsetzung über Ain Sefra hinaus in Figig einen festen Stützpunkt fand, muß diese Unterwerfung sich vollziehen. Für die Ansiedlung der sich unterwerfenden Stämme bietet das Land noch weite, unbewohnte, für Palmen- und Ackerbau wie für Viehzucht geeignete Bezirke. Aber der Rassenhaß, der Glaubensfanatismus, das Freiheitsbedürfnis und die Kriegslust der Jhaggarstämme werden der französischen Kolonialmacht in Algier sicher noch lange zu schaffen machen.

Dafür zeugt der bisherige Verlauf der Eroberung des Hinterlands von Südoran seit der Besetzung von Figig im Februar 1902. Ein Anspruch auf dieses Oasenland erwarb sich Frankreich durch seine von Delcassé mit Glück geführten Unterhandlungen mit Marokko, nachdem im Jahre vorher französische Schutzbefohlene von einer aus dem Figig nach Oran eingefallenen Beduinenhorde getötet worden waren. Die von Figig, Station Duvegrier, nach Ain Salah im Bau begriffene Bahnstrecke ist seitdem nur langsam



Kriegslager des Generals O'Connor auf dem Wege nach Taghit.

vorgerückt, erstlich weil die Station sogleich mit einem Fort ausgestattet ward, und dann weil das Baupersonal und die Schutztruppen sich immer aufs neue in Scharmützel mit feindlichen Beduinen verwickelt sahen. Auf schnellen Rossen kommen die Feinde in Trupps herangestürmt, im weißen Burnus, den für sie so charakteristischen Gesichtsschleier vor dem Gesicht; noch im Anritt schießen sie ihre Gewehre ab und jagen dann weiter. Auch wenn sie sich im Gefühl der Übermacht in ein Gefecht einlassen, reiten sie bald wieder davon, sobald der völlige Sieg nicht schnell zu erringen ist. Oft suchten auch größere Scharen den Bau der Befestigungen zu stören, zu welchem Zwecke sich oft verschiedene Scheichs mit ihren Kriegern vereinigten. So hatte der Ingenieurhauptmann Normann im Frühjahr 1903 in Ksar-el Adsuj mit seiner Truppe einen Angriff von einer vierfachen Übermacht auszuhalten.

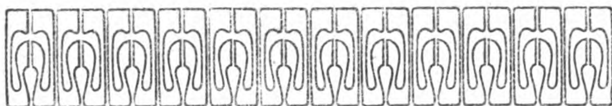
Die Richtung für den Bau der Bahn ist durch den Lauf des Wadi Susfana und des Wadi Saura gegeben; diesen Flußbetten entlang führt von alters her ein alter Karawanenweg bis zu der schon oben genannten Wüstenfeste Igli, wo sich diese Straße mit der aus Abuam kommenden vereinigt. Die Straße von Igli nach Tamentit und Ain Salah führt über Beni-Abbes, Kersas und Uled Raffa, welch letzterer Ort schon zum Tuat gehört, dessen Hauptorte an den Abflüssen des Tadmaiplateaus liegen.

Nachdem es schon vor drei Jahren den Franzosen gelungen ist, Igli zu nehmen, haben sie sich inzwischen auch in den Ortschaften zwischen Figig und Igli, meist nach harten Kämpfen mit den Tuaregs, festgesetzt: in El Mungar, Beni Unif, Djennan-ed Dar, Taghit und in dem hinter Igli liegenden Beni-Abbes. Überall werden Forts errichtet. Auch die wichtigen Kara-

wanseraien Fendi und Ksar-el Adsuj wurden befestigt. Diese Eroberungen sind unter der Oberleitung des Generals O'Connor ausgeführt worden, für dessen Operationen eine besondere Grenzpolizeitruppe gebildet wurde. Die Truppe setzt sich aus einer aus Eingeborenen gebildeten berittenen Gendarmerie und den Goumiers zusammen, einer Art Verwaltungstruppe, die den Post-, Karawanen- und Steuerdienst versieht. Die Eingeborenenkompanien gehören nicht zur regulären Armee, sie unterstehen jedoch der von französischen Offizieren geleiteten Eingeborenenverwaltung, dem Service indigène. Die regulären Truppen dienen diesen Vorpostenkolonnen im Saharagebiete als Stütze; sie verleihen ihnen Autorität und Schutz.

Unsere Illustrationen, die nach photographischen Aufnahmen hergestellt sind, geben dem Leser ein anschauliches Bild sowohl dieser Truppen wie der eigentümlichen Wüstenlandschaft, in der sie sich bewegen.





Ein Leutnant.

Novelle von Emma Haushofer-Merk.



(Nachdruck verboten.)

In den Münchener Straßen war es schon nächtlich still. Man hörte von weitem die lauten Stimmen, das Lachen, das Säbelgeklapper der jungen Offiziere, die sehr vergnügt und lustig aus einer Gesellschaft kamen.

Man hatte ein paar schlechte Witze über die Mitgäste gemacht, ein bißchen gelästert, mehr aus Übermut als aus Bosheit; der eine Leutnant verstand es ausgezeichnet, die Sprechweise ihres Gastgebers, des Kommerzienrats Vogel, nachzuahmen, und wurde mit Lachsalven belohnt.

„Im ganzen war's aber doch famos heute abend, nicht?" rief der Größte unter ihnen, ein auffallend schlank gewachsener junger Mann mit einem hübschen braunen Gesicht und funkelnden dunklen Augen, die höchst sorglos und mutwillig in die Welt schauten.

„Glaub's wohl, daß Sie sich unterhalten haben, Bornfeld! Sie haben der blonden Baronesse Hellwig geradezu unverschämt die Cour geschnitten!" neckte ihn der kleine Leutnant Münster mit dem pfiffigen Schuljungenköpfchen. „Das arme Mädel muß sich ja unbedingt etwas in den Kopf setzen!"

Bornfeld war es sichtlich peinlich, daß der Kamerad so indiskret den Namen nannte, überhaupt über seinen kleinen Flirt sprach. Aber er rief mit großer Unbefangenheit: „O je! Die mit ihrem kecken Schnabel! Die ist nicht so sentimental. Moderne junge Damen lassen sich nicht so leicht den Kopf verdrehen."

„Wer weiß!" meinte Leutnant Graf, der mit seinem Vollbart älter aussah als die anderen. „Die Sentimentalität ist ja freilich aus der Mode. Aber deshalb verlieben sich die Mädels noch geradeso wie früher. Sie verstellen sich nur mit mehr Geschick. Sie lassen sich nicht so leicht durchschauen. Wie heißt's in dem Gedicht von Heine?

Ich spräche vielleicht ein spöttisches Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen."

„Glaub' ich nicht von der hübschen Hellwig. Die ist keine Jammerbase; dazu hat sie viel zu viel Temperament," entschied der vierte, der blonde Leutnant Strauch, der am meisten Lebemann war und sich für einen gewiegten Frauenkenner hielt. „Es ist immer eine dumme Geschichte, wenn man solch einem jungen Mädel die Cour macht," fuhr er mit einem weisen Kopfschütteln fort. „Man erweckt zu leicht Hoffnungen. Ich bin deshalb immer sehr zurückhaltend und tanze lieber mit den jungen Frauen. Aber wenn Baronesse Elly einmal verheiratet ist —"

Er drehte selbstbewußt seinen Schnurrbart. Die anderen lachten.

„Wenn sie wüßte, daß sie dann Ihrer Beachtung gewürdigt werden soll, dann müßte sie sich freilich Hals über Kopf in die Ehe stürzen," spottete Münster. „Übrigens, was meinen die Herren, sollen wir nicht noch ein Glas Bier trinken? Ich habe schrecklich Durst nach der Bowle."

„Aber selbstverständlich! Wir steuern ja direkt auf das Café „Luitpold“ zu.“

„Ich gehe heim, habe morgen Besichtigung und muß früh heraus,“ sagte Leutnant Graf, sich verabschiedend.

„Wohl zu schlafen!“

„Grüß Gott!“

Die drei anderen traten in das hellerleuchtete Lokal und trafen im „Silbersaal“ ein paar Kameraden, den Oberleutnant Eisenhardt und den Leutnant Felsen, die eben im Begriff gewesen waren, aufzubrechen.

„Sie bleiben doch noch ein Viertelstündchen?“

„Hübsch, daß Sie noch da sind!“

Die beiden, die in Zivil waren, wirkten auffallend still und ernst neben den von Wein und Tanz lebhaft angeregten jungen Leuten.

„Na, schön amüsiert heute abend?“ fragte Leutnant Strauch ironisch. Er ärgerte sich über die ernsten Gesichter, die ihre gute Laune störten.

Er bekam keine Antwort.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?“ Er zog sein silbernes Etui mit dem großen Monogramm hervor, das Geschenk einer Dame, das er sehr gern zeigte.

„Danke sehr, Herr Kamerad. Habe schon mehr geraucht, als gut ist.“

Eine kleine Pause.

„Die Herren scheinen noch nicht erfahren zu haben, was vor ein paar Stunden dem Oberst gemeldet wurde,“ begann der Oberleutnant endlich halblaut.

„Was ist denn los? Wir waren in Gesellschaft — natürlich wissen wir von nichts.“

„Oberleutnant Schuster von unserem Regiment hat sich heute nachmittag in seiner Wohnung erschossen.“

Alle fuhren in die Höhe. Bornfeld war kreideweiß geworden.

„Wie? Doch nicht der flotte Brix? — Nein! Das ist ja nicht möglich! Der heiratet ja übermorgen die reiche Amerikanerin. Am Donnerstag ist doch die Hochzeit. Ich habe ja die Einladung in der Tasche," stieß Leutnant Strauch hervor.

„Natürlich — die Hochzeit! — Es ist ja alles bestellt, alles fertig. Heute morgen haben wir ihm den silbernen Tafelaufsatz geschickt, den die Offiziere ihm schenken. Es muß ein anderer sein, nicht der Brix," stammelte Bornfeld mit zuckenden Lippen.

„Nein, meine Herren. Jeder Irrtum ist ausgeschlossen. Ich war mit dem Oberst in der Wohnung des Oberleutnants. Die Braut scheint plötzlich zurückgetreten zu sein, weil ihr unliebsame Dinge über den armen Brix zu Ohren gekommen sind. Knall und Fall ist sie abgereist. Der Bursche — er schluchzte wie ein Kind, der arme Kerl — hat uns händeringend folgendes erzählt: „Um drei Uhr hab' ich einen Brief von dem Fräulein Braut in das Zimmer hineingetragen. Da ist der Herr Leutnant auf dem Sofa gelegen, kreuzfidel, hat geraucht und gepfiffen. Aber wie er den Brief aufgemacht hat, ist er aufgesprungen mit einem dunkelroten Kopf, wie wenn ihn der Schlag treffen müßt', und hat mich zu Tür hinausgejagt. Stundenlang ist er dann auf und ab gegangen. Mir war schon himmelangst, weil ich gewußt hab', das tut er nur, wenn er keinen Guten raucht. Um fünf hat er geklingelt: „Eine Flasche Wein! Und dann trägst du die Bücher da ins Kasino!" Wie er da ausgeschaut hat! Gar nicht mehr zum Kennen. Wie wenn er in einer Stund' um zwanzig Jahre älter 'worden wär'. Ich bin ungern fort. Ich hab' ganz 'zittert, wie ich dann g'sagt hab': „Zu Befehl, Herr Oberleutnant!" Grad g'laufen bin ich in meiner Angst." — Als der Mann vom Kasino

zurückkam, war's schon geschehen. Er hat sich gut getroffen, mitten ins Herz. — Aber was haben Sie, Bornfeld? Herrgott, sind Sie aber nervös! Sie scheinen ja durch vor Blässe. Ich habe wirklich gemeint, Sie fallen vom Stuhl."

Bornfeld, der mit starren Augen wie entgeistert auf das Tischtuch geblickt hatte, gab sich einen Ruck. „In der Tat, die Nachricht hat mich stark angegriffen. Schuster war mein Freund. Ich habe auch die Verlobungsgeschichte miterlebt, gerade in der letzten Zeit sind wir einander näher getreten. Ich war so froh, daß er die gute Partie machte — und nun, zwei Tage vor der Hochzeit —" Er brach rasch ab, seine Stimme klang merkwürdig beklommen.

„Nein, diese Weiber!" seufzte der kleine Münster.

„Nun, er hat es schon ein bißchen toll getrieben. Es ist nicht zu verwundern, daß die Braut kopfscheu wurde, wenn ihr so mancherlei zu Ohren kam, was der flotte Brix sich in den letzten Jahren an Liebesabenteuern geleistet hat," meinte Leutnant Eisenhardt, der schon verheiratet war und in solchen Dingen strenger dachte als die anderen.

„Woher hat sie's denn erfahren? Wer mußte es ihr in die Ohren blasen?" fuhr Felden zornig auf. „Diese Klatschmäuler, diese Kaffeefraubasen, die Vergangenes aufwärmen und herumreden, die haben sein Leben auf dem Gewissen! Wenn ich so einen Kerl, so einen Zwischenträger da hätte! In der Luft möcht' ich den Menschen zerreißen! Denn im Grund war der Brix bei all seinem Leichtsinn ein lieber Mensch, und die Braut wäre nicht angeführt gewesen mit ihm."

„Verfluchte Geschichte!" murmelte Strauch verstimmt. Er rechnete doch auch einmal auf eine gute Partie — später, wenn der Schulden zu viele wurden und es

nicht anders ging. Es schien höchst fatal, daß das bißchen „Lebenswandel“ sich auf solche Weise rächen konnte.

Bornfeld rauchte krampfhaft eine Zigarette nach der anderen und stürzte eilig ein paar Gläser Bier hinunter, in seinem Verlangen nach Betäubung, nach Beschwichtigung einer qualvollen, dumpfen Angst.

Er konnte kaum noch denken, als er mit den Kameraden das Lokal verließ. Aber die kühle Nachtluft wirkte ernüchternd; durch den Nebel von Nikotin und Alkohol drang wieder der eine furchtbare, niederschmetternde Gedanke, der ihm fast den Atem raubte: Brix Schuster ist tot!

Er sprach kein Wort mehr. Sein „Gute Nacht“, das er den Kameraden zurief, als sein Weg sich von dem ihren trennte, klang gepreßt.

„Den Bornfeld hat die Geschichte mächtig angegriffen,“ sagte Leutnant Münster. „Ich hätte nie gedacht, daß den irgend etwas so aus der Fassung bringen könnte. Da steckt noch was dahinter. Ihr werdet sehen, da gibt's noch ein Nachspiel.“ —

Als Bornfeld in seinem Zimmer angelangt war, in Eile die Uniform ausgezogen hatte, warf er sich auf sein Bett. Nur ein paar Stunden Schlaf! Er wollte jetzt nicht denken. Sein Kopf schmerzte so. Morgen dann! Morgen war's immer noch früh genug, um in dieses abscheuliche Wirrsaal hinter seiner Stirn Klarheit zu bringen.

Er hatte kaum die Augen geschlossen, als er schon träumte. Ein schrecklicher Traum! Die Wände, die Decke im Kasino senkten sich plötzlich nieder, drohten auf sie alle einzustürzen, während er die lachende Elly Hellwig im Arm hielt und mit ihr walzte. Er fühlte, daß der Luftraum immer enger und enger wurde; die junge

Baronesse war mit einem Male verschwunden wie ein luftiger Spuk; er allein kämpfte um einen Ausweg, um einen freien Atemzug — aber die Decke kam immer näher, er meinte zu ersticken, und mit einem angstvollen Stöhnen wachte er auf. Doch die Beklemmung wich nicht. Wie eine Zentnerlast lag es ihm auf der Brust, der Hals war ihm wie zugeschnürt. Unwillig sprang er auf. Nun war's vorbei mit dem Schlaf für diese Nacht, das fühlte er. In seinem Zimmer war es kalt. Er riß den Mantel vom Nagel und hüllte sich ein. Bei trübseligem Kerzenlicht kauerte er vornübergebeugt in einem Stuhl und suchte sich zurechtzufinden in dem Unglaublichen, in dem Sinnverwirrenden dieser schrecklichen Nachricht: Brix Schuster hat sich erschossen!

Vor ungefähr sechs Wochen war der Kamerad eines Nachmittags mit glänzenden Augen und strahlendem Gesicht zu ihm hereingekommen. An derselben Stelle, an der Kurt jetzt saß, hatte er ihn umfaßt, emporgezogen und mit ihm im Zimmer herumgetanzt wie ein Berauschter.

„Ich hab' ihr Jawort! Die Süße, die Holde, die Vielbegehrte, sie ist mein!" hatte er nur immerfort gejauchzt. „Ich sage Ihnen, Bornfeld, mir hat das Herz doch ganz ordentlich an die Rippen geschlagen, als ich sie heute fragte. Sie wissen ja, wie lang ich geworben habe. Aber meine Mary ist ein so entzückendes Geschöpf, daß sie einem den Kopf verdrehen könnte auch ohne ihre Millionen. So aber, wenn man sich auf einen Schlag das herzige Mädel und den Mammon erobert hat, da kommt man sich wahrhaftig wie ein Triumphator vor, wie ein Götterliebling, dem nichts mehr fehlschlagen kann!"

Sie hatten dann zur Feier der Stunde eine Flasche Pommery miteinander getrunken, und Oberleutnant

Schuster hatte in seiner Herzensfröhlichkeit dem jungen Kameraden, der mit ihm bei der hübschen Amerikanerin verkehrte und deshalb sein Vertrauter geworden war, das Du angeboten.

Mitten in seinem verliebten Übermut war er dann ernst geworden und mit einem Anliegen herausgerückt.

„Eines drückt mich noch. Der eine Stein muß noch aus dem Weg. Weißt du, meine übrigen Gläubiger, die warten ja jetzt geduldig. Aber eine Schuld muß ich sofort zurückzahlen. Die zwanzigtausend Märker, die mir die heiratslustige Witwe geliehen hat — den Namen will ich verschweigen — die muß ich ihr zuschicken, ehe die Verlobungskarten herumfliegen. Sie hat sich natürlich Hoffnungen gemacht, und nun wird sie Gift und Galle speien. Man kann nicht wissen, ob sie in ihrer Enttäuschung nicht einen Skandal heraufbeschwört, sich am Ende an meine Braut oder an meinen künftigen Schwiegervater mit ihrer Forderung wendet. Nein, da muß ich reinen Tisch schaffen!"

„Unbedingt!" hatte Bornfeld beigepflichtet.

„Sag, Kurt, wenn der Kerl, der Blutsauger, an den ich mich, hoffentlich zum letzten Male in meinem Leben, wenden will — wenn er Schwierigkeiten macht, einen Bürgen fordern sollte, wärst du bereit, mir mit deiner Unterschrift auszuhelfen? Diese Geschichte muß ja morgen erledigt werden. Und es ist wirklich nur eine Formsache. Mein künftiger Schwiegerpapa, der goldige Mister Wilson, hat in seiner Freude darüber, daß seine Tochter verlobt, und er von allen Gesellschaften und Bällen erlöst ist, schon durchblicken lassen, daß er mir am Hochzeitstag mit einem größeren Kapital unter die Arme greifen will, damit ich meine Angelegenheiten in Ruhe ordnen kann. O, es geht gar nichts über einen verständnisvollen Amerikaner! Im März soll die Hoch-

zeit sein. In ungefähr sechs Wochen bin ich also ein wohlhabender Mann, der für seine Freunde seine Taschen nicht zuknöpfen wird. Ich meine wirklich, du kannst es riskieren."

Kurt hatte sich überrumpeln lassen und ja gesagt. Angenehm war es ihm ja nicht. Bisher war er ähnlichen Freundschaftsdiensten vorsichtig ausgewichen, weil er an einem Verwandten, der mit einer Bürgschaft schlimme Erfahrungen gemacht, ein warnendes Vorbild besaß. Aber er konnte dem neuen Duzkameraden doch die erste Bitte nicht abschlagen. Brix Schuster hatte überhaupt so etwas Zwingendes, Überzeugendes in seinem Wesen. Man mußte immer tun, was er wollte. Überdies schien ja wirklich alles in bester Ordnung; ein Zweifel, ein Bedenken konnte kaum aufkommen. Kurt sah bei der kleinen, reizenden Verlobungsfeier, zu der er, als spezieller Freund des Bräutigams, beigezogen wurde, mit welch glückseligen Augen die hübsche Mary zu ihrem lustigen Bräutigam aufblickte.

Am nächsten Morgen hatte er dann den Wechsel mit unterschrieben. Die Witwe bekam ihr Geld, und es war von dem kleinen Intermezzo nicht weiter die Rede gewesen. Kurt hatte in seinem sorglosen Sinn völlig vergessen, daß er seinen Namen unter das Papier setzte.

Wenn er sich jetzt auch vor den Kopf schlug, sich einen Wahnsinnigen, einen Tollhäusler nannte, die Tatsache blieb bestehen: er hatte sich für diese zwanzigtausend Mark verbürgt für den Fall, daß Oberleutnant Schuster sie nicht in zwei Monaten zurückzahlte. Und der Oberleutnant war ein toter Mann.

Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Draußen regte sich schon ein leises Zwitschern, schüchterne Vogelstimmchen, die an den Frühling mahnten, trotz rauhem Nordwind.

Kurt Bornfeld saß noch immer in seinen Mantel gehüllt und schaute, wie der Morgen empordämmerte, der schlimme Tag, der bitteren Ernst in sein junges Leben hereinbrachte. War's wirklich erst gestern abend gewesen, als er so toll und übermütig mit der schlagfertigen Elly gelacht und gescherzt hatte? So fern, so verklungen schien ihm die lustige Abendstimmung, als hätte die Welt ihr Gesicht verändert in dieser einen Nacht.

Allmählich überkam ihn eine bleierne Müdigkeit, und er schlief auf dem Stuhl ein, bis ihn das Klopfen seines Burschen weckte.

Er schlug schlaftrunken wie im Zorn um sich, als wollte er die zurückkehrende Erinnerung verjagen mit Gewalt.

Aber es war Tag um ihn, und er mußte erwachen.

An einem trüben Septemberabend kam der neue Bahnhofvorstand in dem einsamen Schwabfelden an, das seit kurzem eine Zweigbahn mit der Hauptbahnlinie nach München verband.

Das Stationsgebäude ließ an grausamer Nüchternheit nichts zu wünschen übrig. Noch waren überall die Spuren des Baues zu sehen; die Kiesgrube gähnte hinter der Eingangstür in den kleinen Bahnhof; der Weg war ausgefahren von den Ziegelwagen; neben dem Wald, der dicht hinter der Station begann, lagerte eine häßliche Schicht von Brettern, zerbrochenen Ziegelsteinen, Kalkfässern, Schubkarren und alten Farbtöpfen.

Auch das Zimmer für den Stationsvorstand war höchst ungemütlich. Kein Vorhang an den Fenstern, kein Teppich auf den Tannenbrettern des Bodens. Vor der Tür, auf der die Tafel „Verbotener Eingang"

stand, zog sich kerzengerade das Schienengeleise dahin, eine eintönige Strecke durch einsames Wiesenland. Kein Haus weit und breit außer dem Bahnhofrestaurant, das für die Bahnarbeiter gegründet worden war und den Charakter einer gewöhnlichen Bierschenke beibehalten hatte, trotz eines neuen Schildes und des Maibaumes mit blauweißer Fahne.

Das Dorf Schwabfelden und die große Stoltenhagensche Tapetenfabrik, wegen deren bedeutenden Warentransporten hier eine Station errichtet worden war, lagen weiter landeinwärts, und in etwa einer halben Wegstunde Entfernung war auch ein hübscher See, an dem sich im Sommer Stadtleute aufhielten, an dem sogar eine elegante Villa stand, ein ehemaliges altes Jagdschlößchen, das erst vor kurzem restauriert worden war.

Bei dem häßlichen Herbstwetter aber wohnte niemand mehr hier draußen, der nicht mußte. Es war trostlos einsam.

Kurt Bornfeld begrüßte die vier kahlen Wände, zwischen denen er nun seine Tage hinbringen sollte, dennoch mit einer gewissen Dankbarkeit. Es war doch ein Ziel, das er erreicht, es war doch Ruhe nach den aufreibenden Erfahrungen der letzten Monate. Die hatten ihn so mürbe, so müde gemacht. Nun war er froh, daß er kein bekanntes Gesicht mehr sehen mußte, daß er die Stadt im Rücken hatte, daß das schreckliche Losreißen aus dem gewohnten Leben überstanden war.

Es war alles so gekommen, wie er es in der qualvollen Märznacht gefürchtet hatte, ja schlimmer noch. Verwandte, die für ihn hätten eintreten können, hatte er nicht. Das kleine Vermögen, das er gehabt, war fast aufgebraucht. Sein Vater war längst tot, seine Mutter lebte von einer kleinen Pension, seine verheiratete

Schwester war in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen. Der Geldvermittler, der ohnehin durch Oberleutnant Schuster schweren Verlust erlitt, war keineswegs in gnädiger Laune. Er erstattete Anzeige beim Regiment, und Kurts Oberst, der selbst, um ein gutes Beispiel zu geben, an einer puritanisch einfachen Lebensführung festhielt, der, wenn er eine Einladung bei einem der jüngeren Offiziere annahm, sofort erklärte, er werde nur zu einem Glas Bier und einem Butterbrot kommen, bitte das aber ganz wörtlich zu nehmen, hatte kein Verständnis und keine Nachsicht für Leichtsinn in Geldfragen.

Was blieb Kurt übrig, als sein Abschiedsgesuch einzureichen?

Als er den Kameraden, die ihn alle liebgehabt, zum letzten Male die Hand drückte, als sein Pferd verkauft war, und sie seinen „Wotan“ fortführten, da war's ihm freilich so jämmerlich traurig zu Mut, daß er nichts mehr anderes zu denken vermochte als an das Ende, daß der geladene Revolver in seinem Schubfach ihm als einziger Trost auf der Welt erschien.

Aber es steckte doch zu viel gesunde, unverbrauchte Kraft in ihm; der heiße Wunsch zu leben, die vage Hoffnung auf eine glückliche Wendung, die noch einmal kommen könnte, waren doch mächtiger als alle die düsteren, verzweifelten Anwandlungen.

Nachdem er sich eine Woche lang wie ein verwundetes Tier verkrochen und seinen Groll, seine Reue, seinen Schmerz ausgetobt hatte, versuchte er energisch, ein Unterkommen zu finden. Dem lustigen, hübschen Offizier hatten sich bisher die Menschen von ihrer liebenswürdigsten Seite gezeigt; sie waren sehr verändert, als er nun plötzlich als Bittender kam. Diese kühlen Mienen, dieses zugeknöpfte Wesen, das Warten

im Vorzimmer, das Abgespeistwerden mit leeren Redensarten brachten ihn fast zur Raserei. Er ging durch eine so bittere Schule der Enttäuschung und der Demütigungen, daß er schließlich ohne weiteres Bedenken zugriff, als ihm durch Vermittlung des Barons Hellwig, der bei Schwabfelden eine Villa hatte und Aktionär bei der Zweigbahn war, die Stelle als Stationsvorstand angetragen wurde.

Die nötigen Kenntnisse hatte er sich rasch angeeignet, und so steckte denn der ehemalige Leutnant in der Uniform des Bahnbeamten und stand mit der Hand an der Dienstmütze auf dem Bahnsteig, wenn der Zug einfuhr.

Um Mitternacht kam der letzte Zug, gegen vier Uhr der erste. Er mußte mit seinem Gehilfen im Nachtdienst abwechseln. Da saß er denn in der tiefen Stille in seinem ungemütlichen Bureau, neben dem kleinen eisernen Ofen, der den Erdgeschoßraum mit den klappernden Fenstern, durch die der Wind pfiff, nur notdürftig erwärmte, hielt sich wach mit Tee und Zigaretten, trat wohl auch ab und zu hinaus in die kalte Sternennacht. Kein Lachen mehr mit lustigen Kameraden, kein vergnügter Abend im Theater oder in den Blumensälen. Er fühlte, wie er sich mit jedem Tag mehr von seiner Vergangenheit loslöste, den Menschen ferner rückte, die ihm einst nahe gestanden, auch seinem eigenen alten Ich sich entfremdete. Im Urwald hätte er nicht verlassener, zusammenhangloser mit der Welt sein können als hier, als Exleutnant und Stationsvorsteher in Schwabfelden.

Im Frühjahr geschah das Traurigste, das ihn noch treffen konnte: seine Mutter wurde schwer krank. Er konnte, als ihn die Nachricht erreichte, nicht sofort abkommen, und als er dann in Würzburg eintraf, lag sie

im Sterben. Er durfte nur in der letzten, herzzerreißenden Stunde ihre Hände halten, ihr die Augen zudrücken. Seine Schwester, die an dem Krankenbett sich in Schmerz zerfließend an den Bruder geklammert hatte, wagte nicht mehr, sich ihm warm und herzlich zu nähern, sobald ihr Mann, ein trockener, strenger Bureaukrat, eingetroffen war. Der Schwager blickte stumme Vorwürfe und ließ Kurt deutlich fühlen, daß er ihn als Familienunglück betrachte. Wie ein Geächteter, Gerichteter stand der Tieferschütterte neben den beiden, mit der bitteren Empfindung, daß an dem Grab der Mutter auch das letzte verwandtschaftliche Band entzwei gerissen war.

Der Trotz gegen das Schicksal, mit dem er monatelang sein Herz umpanzert, war in dem großen Schmerz erschüttert worden. In der weicheren Stimmung, die ihn erfaßt, trug er sein einsames, eintöniges Leben schwerer als je zuvor.

Das Frühjahr war ungewöhnlich trocken. Tagelang hielt der Wind die Wolken zurück, die über den Alpen lagerten. Die Vorberge, die sonst nur blaß, in zartem Duft, sichtbar waren, hoben sich blauschwarz vom Horizont ab, und die frühzeitige Wärme hatte etwas Ermattendes, Bedrückendes, ermüdend und aufregend zugleich für die Nerven.

An einem dieser schwülen Apriltage in der Karwoche war Kurt von einer Ungeduld und Reizbarkeit, daß er einfach meinte, er könnte die Zeit bis zur Ablösung nicht mehr erwarten. Seit drei Uhr Morgens hatte er, mit einer kurzen Mittagspause, Dienst gehabt. Abends konnte er endlich seinen Posten abtreten.

In dem freudlosen Gasthofzimmer, in dem er Durst und Hunger stillte, war eine Luft zum Schneiden. Mehrere Bauern saßen an einem Tisch zusammen und rauchten ihre Pfeifen; unter ihnen stemmte der Eggen-

müller, der Wohlhabendste in der Gegend, die Ellbogen breit und protzig auf den Tisch und gab den andächtig lauschenden Kleinhändlern seine Ansichten zum besten.

„Die Eisenbahn hätt's net braucht in Schwabfelden!“ schrie der Eggenmüller und blickte den Stationsvorstand herausfordernd an. „Des hat's früher a net geb'n. Hungerleider schicken s' herein, und die Sach' wird teurer, die Knecht' und die Mägd' woll'n net mehr gut tun.“

Kurt konnte die bäuerliche Weisheit, die ihn in einer anderen Stimmung vielleicht unterhalten hätte, nicht länger mit anhören. Er nahm seinen Hut und lief auf die Landstraße hinaus.

Es war dämmerig geworden. Zerrissenes Gewölk hing am Himmel. Auch in der stillen Abenddämmerung ward ihm nicht wohler zu Mute. Wozu trug er eigentlich dieses erbärmliche Leben? Sein Dasein war ja gänzlich überflüssig. Die einzige treue Seele, die ihn noch geliebt, die gute Mutter, war dahin. Auf was hoffte er noch? So wie jetzt würden sich wohl immerzu, unaufhörlich, die Tage abspinnen, bis er alt und dienstuntauglich geworden, bis er sich dann mit einer Pension von fünfzig Pfennig täglich, wenn es gut ging, in einem Austragstübchen in Schwabfelden einmieten konnte.

Wie ein Krampf packte ihn der Ekel vor der miserablen Bierschenke, in der er seine Mahlzeiten einnahm, das Grauen vor seinem Bureau, das Entsetzen über seine ganze verlorene Existenz. Er wollte keinen Menschen mehr sehen, er wollte namentlich der Familie Hellwig, die nun wohl bald ihre Villa bezog, nicht mehr begegnen.

Er rannte den schmalen Weg bergab, der zum Bahndamm führte, durchglüht von dem wilden Entschluß:

Im dunklen Tunnel wirfst du dich auf die Schienen! In wenigen Minuten kommt der Zug! In wenigen Minuten ist alles vorüber!

Er lief in der hereinbrechenden Dämmerung, als wollte er fliehen vor jeder neuen Lebenshoffnung, als fürchte er, aus dem Verzweiflungsrausch zu erwachen, der ihn dem Tod entgegentrieb, dem Vergessen.

Nur ein Ende! Nur nicht wieder zurück! Nur keine Zeit zum Besinnen, zum Überlegen!

Er mußte über einen Graben springen, eine Strecke weit emporklimmen, um das Geleise vor der Tunnelmündung zu erreichen. Als er sich durch das dünne Gestrüpp in die Höhe gearbeitet, sah er zwei Gestalten, die eine Strecke weit auf dem Bahndamm hinliefen und dann in der Dunkelheit verschwanden.

In einer anderen Gemütsverfassung hätte er sie angerufen, aber er war atemlos von seinem raschen Vorwärtsstürzen, er war stumpfsinnig für alles um ihn her. Was kümmerten ihn die Menschen? Schatten, die an ihm vorüberhuschten, ehe er ins Schattenreich ging.

Im Tunnel umfing ihn tiefe Dunkelheit. Instinktmäßig fiel ihm ein, daß der Bahnwärter versäumt haben mußte, die Lampe, die an der Seitenwölbung hing, anzustecken. So weit hatte er sich doch in seinen neuen Beruf eingelebt, daß eine so grobe Nachlässigkeit ihm auch in diesem Augenblick eine zornige Empfindung weckte.

Aber bald versank ja aller Ärger in dem großen Schweigen.

Er bückte sich, um in der Finsternis nach dem Geleise zu fassen, den Platz zu suchen, den Todesplatz, auf dem er, von der Maschine erfaßt, zermalmt werden müßte.

Aber was war das?

Seine Hände griffen nach einem harten Gegenstand Es lag da etwas im Weg, das Geleise war nicht frei!

Er riß die Zündholzschachtel aus der Tasche und leuchtete mit dem spärlichen Licht auf den Boden.

Aufgewühlt war das Geleise, die Schienen verbogen, eine förmliche Barrikade von Holz und Steinen errichtet. So viel sah er in dem rasch verlöschenden Schein, dann war es wieder Nacht um ihn.

In seinem Kopf aber jagten sich die Gedanken. Der Verzweiflungsrausch war verflogen, die Todessehnsucht verglüht wie ein Fieber. Er stand wieder mit festen Füßen in der Welt, er gehörte wieder zu den Menschen, und seine eigenen Seelenschmerzen versanken in dem übermächtigen Grauen vor dem, was hier geschehen sollte, geschehen mußte. Die beiden Kerle, die er auf dem Geleise hatte dahinlaufen sehen! In teuflischer Bosheit mußten sie die Hindernisse hergeschleppt, die Lampe verlöscht haben, nachdem der Bahnwärter die Strecke passiert hatte. Eine ungeheure Freveltat sollte hier verübt werden! Eine Entgleisung war unvermeidlich. Der Zug kam in wenigen Minuten, viele Menschen waren in drohender Gefahr! — Er, er allein konnte das Furchtbare abwenden! Aber wie, wie?

Eine so niederdrückende Verantwortung in der kurzen Spanne Zeit!

Wie sich bemerkbar machen in dem nächtigen Dunkel, das jetzt die ganze Gegend einhüllte? Wie den Zugführer warnen, da doch jede menschliche Stimme von dem Schnauben und Rasseln der Lokomotive übertönt wurde?

Er meinte schon in der Ferne das Arbeiten der Maschine zu hören.

„Heiliger Gott!“ An der Station Schwabfelden

wurden die Schranken geschlossen. Das Läutewerk kannte er gut genug. Seit Monaten war es der Taktschlag, nach dem sein Leben sich einteilte. Also hatte der Zug die Vorstation verlassen, er war unterwegs, er kam, er kam!

Bornfeld hatte sich durch den Tunnel hindurchgetastet und lief eine Strecke weit auf dem Geleise. Vielleicht war es hier doch heller? Doch nein! Er riß sich den Mantel ab, versuchte, ihn wie eine Fahne zu schwingen. Es wirkte wie ein graues Nebelgeflatter in dem nächtlichen Dunkel. Pfeifen, Schreien — in der großen Stille klang's wohl laut genug, aber es mußte ja ohnmächtig verhallen für den vom Lärm umbrausten Zugführer auf der Maschine.

Der kalte Schweiß stand Kurt auf der Stirn.

Er konnte, er durfte doch nicht ratlos, hilflos hier stehen. Er würde ja wahnsinnig, wenn er die Gefahr nicht abzuwenden vermochte.

Da plötzlich — ein rettender Gedanke!

Dicht neben dem Geleise lag allerlei dürres Reisig und Gestrüpp. Er packte, riß, schleppte empor, so viel seine Arme nur faßten, er achtete nicht auf die Dornen, die ihm die Hände blutig rissen. Eine Flamme, ein Signal!

Der Atem stockte ihm, als er die Zündholzschachtel hervorzog, um das dürre Gezweig in Brand zu stecken. Die Schachtel klang so leer. Sein Vorrat war fast erschöpft. Das erste Zündholz versagte Er mußte ruhiger sein, sich zwingen zur Behutsamkeit, während doch sein ganzer Körper zitterte und bebte vor Aufregung.

Man hörte jetzt schon in der Entfernung ganz deutlich das dumpfe Donnern des herannahenden Zuges.

In seiner Brieftasche steckten verschiedene Papiere,

Erinnerungen an seine frohe Leutnantszeit, von denen er sich nicht zu trennen vermocht. Er nahm sie heraus, gleichgültig, was es war. Was lag an all dem Tand, was lag an alten Liebesbriefen, wenn sie nur brannten, loderten, zum Anzünden nützten.

Die heilige, gesegnete Flamme! Sie züngelte auf, sie wuchs, breitete sich aus. Das dürre Strauchwerk knisterte, es fing Feuer.

Mit gewaltigen Schlägen pochte ihm das Herz an die Rippen. Nur jetzt keinen Qualm mehr, keinen erstickenden Windhauch! Nur helle, leuchtende Glut! Denn das Brausen und Stampfen der Maschine kam näher, er fühlte, wie der Boden erzitterte.

Dicht neben die Flamme stellte er sich, damit ihn der rote Schein umfloß, richtete sich auf in seiner ganzen Größe und winkte, winkte mit den Armen, schrie „Halt! Halt!" in das Lärmen hinein, wie ohnmächtig auch seine Stimme verhallte.

Wie ein Ungetüm raste die Lokomotive aus dem Nachtdunkel heran, mit glühenden Augen.

Ja, um Gottes willen, sah ihn der Mann denn nicht? Er mußte doch bemerkt werden in dem grellen Flammenschein! Hielt der Zugführer ihn für einen Verrückten? Aber er trug doch seine Uniform als Bahnbeamter. Warum bremste der Mensch denn nicht? Noch immer kein Notpfiff!

Mit einem letzten verzweifelten Versuch, sich bemerkbar zu machen, griff Kurt in den lodernden Reisighaufen, riß ein brennendes Bündel in die Höhe und schwang es in der Luft wie ein Feuerrad, daß die Funken umhersprühten. Das wirkte. Der Zugführer sah ihn, verstand das Warnungszeichen und bremste mit Aufgebot all seiner Kraft, daß der Boden knirschte unter den Rädern, und mit einem jähen Ruck die Loko-

motive, die noch ein paar Meter weit vorwärts schoß, sich festpflanzte, knapp vor dem Tunnel.

Bornfeld taumelte, seine Uniform war verbrannt, seine Hände schmerzten. Er hatte ein Gefühl, als müsse er zusammensinken nach der furchtbaren, atemraubenden Aufregung der letzten Sekunden.

Erst nach ein paar Augenblicken konnte er die Worte hervorkeuchen: „Geleiszerstörung — eben entdeckt — höchste Gefahr!“

Man kam mit Laternen, man leuchtete in den Tunnel. Schaudernd standen die Männer vor der verwüsteten Stelle. In dieser Minute schon konnten sie alle verstümmelt, tot, in furchtbaren Martern hier im Dunkel unter den entgleisten Wagen liegen.

„Was ist denn los?“ schrie eine laute Stimme aus einem Wagenfenster. „Was ist denn das für ein Schlendrian? Warum halten Sie denn auf der Strecke, fünf Minuten vor der Station?“

„Der Herr Stoltenhag, der Fabrikdirektor, sitzt mit seiner Frau in der ersten Klasse,“ hörte Kurt einen der Schaffner sagen, „da gibt's jetzt ein Donnerwetter.“

„Sagen Sie ihm halt, daß nicht viel g'fehlt hätt', und er wär' mit all seinen Millionen jetzt nur noch ein Häuferl Elend. Dann wird ihm das Schimpfen schon vergehen,“ meinte der Zugführer.

Kurt hatte sich eine Laterne entlehnt und wollte auf dem kürzesten Weg zur Station laufen, um telegraphische Meldung zu machen, so rasch als möglich Arbeiter zu schicken.

„Herr Bahnvorstand, bitte, nehmen Sie uns mit!“ wurde er so energisch angerufen, daß er sich, trotz seiner Eile, umwendete.

Stoltenhag nannte sich der große, stattliche, breitschultrige Mann mit dem Ton eines Fürsten, als wollte

er sagen: Wenn Sie wissen, wer ich bin, dann wissen Sie auch, daß man mir hier zu gehorchen pflegt.

Kurt verbeugte sich und ging langsamer, obwohl er innerlich fieberte vor Ungeduld. Aber er sah, daß eine Dame am Arm des Fabrikbesitzers hing, daß sich im Dunkeln noch ein weiteres weibliches Wesen angeschlossen hatte, und er konnte die Fremden unmöglich zu dem raschen Tempo veranlassen, das er gern angeschlagen hätte. Frau Stoltenhag kam mit ihrem Schlepprock, wohl auch mit zarten Schuhen auf dem rauhen Weg nur mühsam vorwärts.

Ihr Gatte rief ihr während des Gehens in großer Aufregung abgerissene Worte zu: „Glaub mir, Luise, das galt mir! O, ich habe einen wohlbegründeten Verdacht! Aber ich telegraphiere sofort an einen Kriminalbeamten, die Sache muß untersucht, die Schurken müssen exemplarisch bestraft werden!"

„Ach, ich sagte ja gleich: nicht diese Nachtfahrt!" seufzte die Dame. „Es ist schlimm genug, bei Tag hier anzukommen. Aber bei der Dunkelheit ist es schrecklich! Nun auch noch das!"

„Ich glaube, wir sind sofort da, gnädige Frau, man sieht ja schon die Lichter der Station," bemerkte eine junge Stimme aus dem Hintergrund, die Kurt merkwürdig bekannt und sympathisch klang.

Er blieb einen Moment stehen, um die Damen darauf aufmerksam zu machen, daß eine kleine Brücke zu überschreiten war. Im Schein der Laterne sah er in ein herbes, junges Gesicht, mit schweren Brauen über ernsten, dunklen Augen. Diesem Gesicht war er noch niemals begegnet. Es schien ihm auch gar nicht zu der lieben, warmen Stimme zu passen.

Das junge Mädchen trug einen Handkoffer, schritt aber rüstig aus und schien nicht so leicht aus der Fassung

zu bringen wie die verwöhnte Frau, die unaufhörlich seufzte, und in deren Stimme Tränen zitterten.

Der Fabrikbesitzer, der immer erregter wurde, wendete sich mit hastig hervorgestoßenen Fragen an Bornfeld: „Sagen Sie, Herr Stationsvorstand, mir ist die Geschichte nicht ganz klar, wie kamen Sie eigentlich in den Tunnel. Es war ja unsere Rettung, aber es wäre doch Sache des Bahnwärters, die Strecke zu begehen. Der Mann scheint wohl früher dagewesen zu sein. Hatten Sie denn Verdacht?"

„Nein, es war nur ein Zufall. Ich war für ein paar Stunden dienstfrei. Ich ging spazieren, hatte den Weg verfehlt und — suchte mich auf dem Geleise zurechtzufinden."

Bornfelds Stimme schwankte. Ihm graute vor der eigenen Stimmung, in der er, vor kaum mehr als einer Viertelstunde, den Abhang hinabgerast war. Aber wie er in den Tunnel gekommen, das brauchte er ja dem Herrn Stoltenhag nicht weiter auseinanderzusetzen.

„Und Sie haben niemand bemerkt?" fragte dieser weiter. „Das Attentat auf den Zug — ich wiederhole, daß es auf mich gemünzt war — muß allerdings erst in den allerletzten Minuten verübt worden sein."

„Ja, ich sah ein paar Gestalten auf dem Bahndamm, die rasch im Dunkel verschwanden."

„Die Schufte! Sie hätten ihnen nacheilen, Sie hätten sie zur Rede stellen müssen. Oder ist es hier in Schwabfelden gestattet, auf dem Geleise herumzulaufen?"

Kurt war sich wohl bewußt, daß er sich einer gewissen Pflichtverletzung schuldig gemacht, weil er die beiden nicht angerufen hatte, aber der herrische Ton des Fabrikbesitzers steifte ihm das Rückgrat, und er wies den Vorwurf zurück: „Das Verbot ist angeschrie-

ben, gewiß, Herr Stoltenhag, aber bei dem wenigen Dienstpersonal, das wir hier zur Verfügung haben, ist es wirklich ganz unmöglich, jeden einzelnen zu verfolgen, der es übertritt. Ich konnte ja auch nicht von vornherein an ein Verbrechen denken. Zum Glück tat ich's nicht, denn wenn ich mich weiter mit den Leuten befaßt hätte, dann wüßten wir allerdings jetzt, wer die heimtückische Tat verübt hat, das Unglück hätte aber auch seinen Lauf gehabt. Es blieb mir recht wenig Zeit, meine Herrschaften, es hat sich wirklich um Minuten gehandelt."

Kurt hörte hinter sich ein leises, kurzes Lachen, wie eine lebhafte Zustimmung. Das Fräulein, das hinterdrein schritt, schien sich über seine energische Selbstverteidigung zu freuen.

Auch Stoltenhag sah ihn mit einem prüfenden Blick an, als dächte er: Nun, der kleine Beamte da ist nicht auf den Mund gefallen. Vielleicht erinnerte er sich auch plötzlich, daß der Bahnhofsvorstand früher Offizier gewesen. Er änderte plötzlich seinen Ton und sagte mit größter Höflichkeit: „Ja, allerdings — gewiß. Ich weiß, daß wir Ihnen zu größtem Dank verpflichtet sind."

„Ich tat nur meine Pflicht, tat, was jeder Mensch in einer solchen Lage tun mußte."

„Na ja, es hat nicht jeder die richtige Geistesgegenwart. Das Feuersignal war ein guter Einfall. Die Herren Aktionäre der Bahn sollen Ihnen nur Ihr Gehalt erhöhen. Sie wären auch nicht billig weggekommen, wenn es gleich im ersten Jahre eine Entgleisung gegeben hätte. Ich werde das natürlich beantragen."

Man hatte die Station erreicht. Beim Anblick des eleganten Landauers, der, mit dem vornehmen Kutscher

auf dem Bock und dem Diener am Wagenschlag, ihrer harrte, wurde Frau Stoltenhag besserer Laune. Sie reichte Bornfeld ihre zarte Hand in dem zartgrauen Glacéhandschuh.

„Es war eine höhere Fügung, die Sie zur rechten Zeit an die Stelle führte. Wenn ich denke, was hätte geschehen können!“

Im nächsten Moment schien sie aber vergessen zu haben, wie nahe der Tod an ihr vorübergegangen war, denn sie beunruhigte sich gänzlich nutzlos wegen ihrer Koffer und zankte die Kammerjungfer, die mit dem Handgepäck nachkam, wegen unvorsichtigen Tragens ihres Reisenecessaires, in dem gewiß ihre Flacons geschüttelt worden, in dem am Ende ihre Elfenbeingarnitur gelitten hätte.

Bornfeld hatte in Eile einen Bahnbediensteten mit Werkzeug und Laterne und einem Karren in den Tunnel geschickt, den Gehilfen beauftragt ins Dorf zu laufen und ein paar Arbeiter zu holen. Er hatte die Betriebsstörung gemeldet und ein paar Telegramme des Fabrikbesitzers aufgegeben. Er glühte, und alle seine Nerven bebten von den gewaltigen Erregungen der letzten Stunde.

Als er hastig den Bahnsteig entlang lief, um auszuspähen, ob die Arbeiter nicht kämen, trat ihm das junge Fräulein in den Weg.

„Entschuldigen Sie, Herr Stationsvorstand, ist der Weg ins Dorf leicht zu finden? Da es unmöglich sein wird, einen Träger zu bekommen, so gehe ich am besten allein die kurze Strecke.“

„Jetzt in der Nacht? Unmöglich, wenn Ihnen die Gegend fremd ist. Sie könnten in das Moor geraten, das da links sich hinzieht. Gedulden Sie sich lieber eine Weile. Ich sorge für eine Begleitung,“ sagte Bornfeld höflich.

Dabei sah er sie befremdet, prüfend an. Was war das für ein merkwürdig resolutes, furchtloses Wesen? Jung war sie entschieden und auch hübsch, wirklich hübsch. Freilich von einer ernsten, düsteren Art, die bisher nicht nach seinem Geschmack gewesen. Ihm hatten immer nur fröhliche Gesichter gefallen, und weibliche Anmut war ihm unzertrennlich von lachender Heiterkeit. Dieses Mädchen war entschieden eine Erscheinung, die ihm neu war.

Während er sich den Kopf zerbrach, wer sie wohl sei, was sie hier wollte, streckte sie ihm mit einer frischen Bewegung die Hand entgegen: „Halten Sie mich nicht für undankbar, weil ich Ihnen noch kein Wort der Anerkennung gesagt habe, mein Herr Lebensretter. Es ist zwar ein recht einsames und bescheidenes Dasein, das Sie vor dem Untergange bewahrt haben, aber ich meine, es wäre doch schade gewesen, in dem dunklen Tunnel vom Leben Abschied zu nehmen. Erst wollen wir noch etwas leisten und schaffen und uns so viel Platz erkämpfen, als wir können."

Die dunklen, klugen Augen unter den trotzigen Brauen schauten fest und ernst mit einem teilnahmvollen Ausdruck zu ihm auf, als vermöchten sie seine Gedanken zu lesen, als wüßten sie, was in ihm vorgegangen war, als verständen sie seine Schmerzen, seine Verzweiflung.

Aber er fühlte sich befangen; er hatte vor diesem tapferen jungen Geschöpf, das so fremd und allein an der ungemütlichen Station stand und doch keinerlei Angst und Schwäche verriet, so ganz und gar nicht die halb überlegene, halb abenteuerlustige Empfindung wie sonst wohl einer schutzlosen jungen Dame gegenüber.

Stoltenhag, der noch einige Befehle gegeben, in Eile an die nächste Gendarmeriestation einen Bericht geschrieben hatte, war nun wieder herangetreten und

fragte die einsame Reisende etwas von oben herab: „Sie wollen auch nach Schwabfelden, Fräulein?“

„Allerdings,“ erwiderte diese. „Mein Name ist Hedwig Hartmann. Ich habe eine Empfehlung an Sie, Herr Stoltenhag, wollte mich natürlich erst morgen vorstellen. Mir wurde die Erlaubnis zu teil, in Ihrer Fabrik die Technik der Tapetenindustrie zu studieren.“

„O ja, ich entsinne mich,“ bemerkte Stoltenhag, immer noch sehr herablassend im Ton. „Sie sind Zeichnerin, Tapetenzeichnerin, nicht wahr? Professor Kurtze von der Kunstgewerbeschule hat Sie als talentvolle Schülerin empfohlen. Habe nichts dagegen, daß Sie sich bei uns unterrichten, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, sich unter die Arbeiter zu mischen. Sie haben doch eine Wohnung in Schwabfelden bestellt?“

„Gewiß. Ich hoffte einen Träger zu finden, der mir den Weg zeigt.“

„Sie können mit uns fahren. Wir haben noch einen Platz im Wagen. Bitte, kommen Sie.“

Er war ganz der gnadenspendende Fürst, der sich in einer freundlichen Laune eines armen Untertanen erbarmt, als er das Fräulein an den Wagen geleitete.

Hedwig grüßte den Stationsvorstand mit einem kurzen Nicken und ließ sich dann von Frau Stoltenhag mit der Lorgnette betrachten, ohne die geringste Befangenheit zu verraten.

„Eine moderne Emanzipierte! Eine Malerin!“ dachte Bornfeld ein klein wenig geringschätzend.

Aber die ernsten Worte klangen ihm doch im Ohr: „Erst wollen wir noch etwas leisten und schaffen und uns so viel Platz erkämpfen, als wir können.“

Galt das nicht auch für ihn? Wäre es nicht auch um sein einsames, bescheidenes Leben schade gewesen, wenn es in dem dunklen Tunnel hätte enden sollen?

Für den Abend war seine verzweifelte Stimmung jedenfalls von einer tiefen, schweren Müdigkeit verdrängt, in der er keines Gedankens mehr fähig war.

Auf der kleinen Station war es seit der Ankunft der Familie Stoltenhag mit einem Schlag lebhafter geworden. Besuche trafen ein, Expreßsendungen, der Kriminalbeamte, der eine Untersuchung wegen der verbrecherischen Geleisstörung anzustellen hatte, war von dem Fabrikbesitzer an der Bahn empfangen worden; Bornfeld mußte seine Beobachtungen zu Protokoll geben.

Der Verdacht lenkte sich auf zwei wegen Störrigkeit und Faulheit entlassene Fabrikarbeiter, die sich seit einiger Zeit bettelnd in der Umgebung herumgetrieben hatten und die Bauern mit der Drohung, sie würden ihnen die Scheunen anzünden, wenn man ihnen nichts gäbe, in Schrecken versetzten. Bis jetzt hatten sich die Kerle der Verfolgung zu entziehen vermocht, obwohl Gendarmen die Gegend nach allen Richtungen durchstreiften.

Auch an der Villa des Barons Hellwig wurden die Laden geöffnet, zwei Mägde, die großes Reinemachen abhalten mußten, waren mit Kisten und Körben schon vor mehreren Tagen eingetroffen. Bornfeld selbst nahm die Depesche ab: „Kommen Samstag. Mittagszug. Wagen an die Bahn schicken. Hellwig."

Wenn er an Elly v. Hellwig dachte, dann war es ihm, als schaute er auf ein sonniges Fleckchen Erde, voll Blumen und Licht und Jubel, auf dem sich junge, frohe Menschen an der Hand hielten und tanzten und sangen in sorglosem Übermut. Und er, der einmal zu diesen lachenden Menschen gehört, er stand fern, weit von ihnen, im bescheidenen Schattenwinkel, durch eine

tiefe Kluft von den Sonnenkindern geschieden. Mit Elly hatte er die letzten sorglosen, frohen Stunden seines Lebens verbracht, als hübscher, flotter Leutnant, der zu ihren Kreisen gehörte, den man überall willkommen hieß als guten Tänzer und lustigen Gesellschafter — nun sollte er sie begrüßen als Bahnhofvorstand in Schwabfelden, der ihrem Vater seine dürftige Stellung verdankte.

Einen Moment faßte ihn wieder die schwärzeste Verstimmung. Aber er besaß jetzt ein unfehlbares Mittel, um sie zu verjagen. Herr Stoltenhag hatte ihm mit ein paar liebenswürdigen Zeilen eine große Kiste Wein geschickt, als vorläufiges Zeichen seiner Dankbarkeit.

Kurt, der keinen guten Tropfen über die Lippen gebracht, seit er in Schwabfelden war, gerade nur so viel trank, um mit dem schlechten Landbier seinen Durst zu stillen, war sehr empfänglich für die süße Betäubung des schweren alten Rauentalers, den er nun im Keller hatte, der ihm wie Feuer durch die Adern rann. Die Welt erschien ihm wieder rosig, er fühlte wieder eine Regung seines alten Humors.

Mit vergnügtem Gesicht, in einer richtigen Festlaune stand er auf dem Bahnsteig, als der Zug einfuhr, und schaute mit einem Aufleuchten seiner Augen auf den blonden Mädchenkopf, der sich aus dem Fenster neigte.

Die Baronin, die zuerst ausstieg, ging mit einem hochmütigen Blinzeln an ihm vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Sie suchte offenbar nach irgend jemand und war zerstreut und enttäuscht, daß niemand zu ihrem Empfang gekommen war.

Baron Hellwig aber kam mit seiner jovialen Manier auf den Stationsvorstand zu und rief laut: „Nun, wie

geht es Ihnen, mein lieber Bornfeld? Ich höre, daß Sie sich schon große Verdienste erworben haben. Ist Ihnen noch keine Rettungsmedaille angeheftet worden? Die hätten Sie doch wohl verdient!"

Kurt gab sich Mühe, in den leichten Ton mit einzustimmen, obwohl ihm das Herz mit einem dummen Pochen schlug, und er wie gebannt die helle Gestalt anstarrte, die nun leicht und anmutig die paar Stufen aus dem Wagen herabsprang.

Der Baron hatte sich um das Gepäck zu bekümmern, die Baronin schaute noch immer suchend umher, Elly kam allein an Kurt vorüber.

Er stand unbeweglich in militärischer Haltung, mit der Hand an der Mütze.

Sie trat völlig unbefangen auf ihn zu. „Grüß Gott!" sagte sie ganz in ihrem alten Ton. „Eben als wir hier einfuhren, hab' ich mich riesig gefreut, daß es nun eine Station hier gibt, und daß ich sogar einen Bekannten an der Bahn habe, mit dem man hie und da schwatzen kann. Sie ahnen gar nicht, wie man sich in Schwabfelden manchmal langweilen kann."

„Glauben Sie wirklich, Baronesse, daß ich das nicht ahne?" erwiderte er mit einer Heiterkeit, die ihn selbst überraschte

Sie lachte hell. „Freilich ja, im Winter muß es schrecklich gewesen sein. Aber jetzt, wenn wir hier sind, da wird es anders. Wir bringen schon Leben in die Bude. Und an einem recht öden Regentag ist es schon ein Genuß, die Eisenbahnschienen zu sehen und zu wissen, daß man abdampfen kann, wenn man es gar nicht mehr aushält. Ach, und wenn ich nun Briefe schreibe, dann trage ich sie selbst an den Zug. Dann schleppt sie der Postbote doch nicht einen Tag lang spazieren wie bisher. Ich verbinde dann das Nützliche

mit dem Angenehmen und verplaudere eine Viertelstunde mit Ihnen. Zeit müssen Sie ja genug haben, nicht wahr?"

„Zu Ihrer Verfügung allezeit, mein gnädiges Fräulein," sagte er mit höflicher Verbeugung. Jubel, Dank, begeisterte Freude lag in den paar Worten. Das war wieder der alte frohe Ton. Er war wieder in seiner alten Welt. Sie gab ihm wirklich die Hand wie einem guten Bekannten. Spielend hatte sie ihm über dieses gefürchtete Wiedersehen hinweggeholfen.

Sie sah es wohl, wie bewegt er war, wie heiß seine Augen an ihr hingen. Sie fand das sehr hübsch. Auf dem Land war man doch so froh um einen Verehrer.

Mit ihrer anmutigen, schalkhaften Kopfbewegung und ihrem einschmeichelnden Lächeln rief sie: „Auf Wiedersehen, Herr Bornfeld, adieu!"

Für den Vereinsamten klang's so lieb, so herzerwärmend, so berückend!

Er schaute ihr bewundernd nach, wie sie mit einem tiefen Knicks Frau Stoltenhag begrüßte, die zum Empfang der Familie, allerdings etwas verspätet, an den Bahnhof gekommen war. Nach ihr hatte die Baronin wohl so ungeduldig ausgespäht, denn sie schien sich nun sehr beglückt zu fühlen, und es gab ein zärtliches Händeschütteln und Befragen und Bekomplimentieren.

Auch Fräulein Hartmann tauchte an der Station auf, um ein Rad in Empfang zu nehmen, das ihr nachgeschickt worden war.

Kurt war überrascht über ihre Erscheinung, als er sie nun bei Tageslicht sah. Sie war ihm Abends nicht so groß erschienen. Eine kräftige Gestalt, aber schlank und elastisch. Sie trug einen sehr einfachen Traueranzug, das Haar ganz kunstlos zusammengesteckt unter dem schlichten Matrosenhut. Ihr Gesicht schien bleich

in dem tiefen Schwarz, die Augen, die Brauen wirkten nur um so dunkler. Die ganze Erscheinung hatte etwas Düsteres, Herbes, Schmuckloses, was um so mehr auffiel neben der heiteren Gestalt Ellys in dem weißen Kleid mit dem lose aufgekämmten üppigen Blondhaar, dem Rosenhut, all dem eleganten Schnickschnack einer jugendlichen Damentoilette.

Bornfeld bemerkte trotz der Entfernung, in der er stand, daß die Baronesse sich nach dem fremden Mädchen erkundigte, daß die Damen über das Fräulein, das in der Fabrik technische Studien machte, miteinander flüsterten.

Als Hedwig dann ein paar höfliche Worte mit Frau Stoltenhag tauschte, rief Elly: „Bitte, gnädige Frau, stellen Sie mich vor!" und rückte dann mit der lebhaften Art eines verwöhnten Dämchens, das überall auf freundliches Entgegenkommen rechnet, sofort mit der Frage heraus: „Ach, Fräulein, ich sehe, Sie sind Radfahrerin, könnten wir nicht zusammen radeln? Papa erlaubt nicht, daß ich allein fahre, ich wäre daher sehr froh, eine Begleitung zu finden."

Hedwig war entschieden etwas verblüfft über diese rasche Annäherung. „Wenn es meine Zeit erlaubt, mit großem Vergnügen!" sagte sie.

„Vielleicht gegen Abend? Paßt es Ihnen da?"

„Gewiß, von sechs Uhr ab bin ich frei."

„Also gut. Wollen Sie mich abholen? Gleich morgen? Damit Papa auch sieht, daß ich Begleitung habe."

„Wie Sie wünschen."

„Wie aus zwei verschiedenen Welten sind die beiden," dachte Bornfeld.

Es war Hedwig eigentlich gar nicht um Verkehr zu tun, und sie fühlte auch recht wohl, daß die junge

Baroneß sich nur mit naivem Egoismus an die erste beste anschloß, um ihren Willen durchzusetzen, daß die einsame Zeichnerin, die in der Fabrik arbeitete, deshalb noch lange nicht für voll galt in den Augen der adeligen Familie, weil sie mit Elly radelte. Aber sie wollte nicht unhöflich sein, und so war sie am nächsten Abend pünktlich vor der Villa und überließ Elly, die in der Gegend besser Bescheid wußte, die Führung.

Die Straßen waren nicht gut, man mußte auf den Weg achten und konnte nicht viel reden. Aber als sie einmal die Räder einen Hügel hinaufschoben, fing Elly von dem Stationsvorstand zu sprechen an. Was es für Aufsehen gemacht hätte, als er den Abschied nehmen mußte, wie schade es doch sei, daß er nicht Offizier bleiben konnte. Sie ließ durchblicken, daß er ihr den Hof gemacht, und hätte sich vielleicht ganz gern von Hedwig necken lassen.

Aber diese sagte nur mit ihrem ernstesten Gesicht: „Der arme, arme Mensch!"

Ihre Spazierfahrt endete jedesmal am Bahnhof. Elly wußte das mit auffälliger Gleichmäßigkeit so einzurichten. Sie sprang dann an der Station vom Rad und rief: „Herr Bornfeld, o bitte!" und holte ein paar Karten aus der Tasche, die sie besorgt haben wollte.

Sie hatte es dann auch gar nicht eilig, lehnte ihr Rad an die Wand und zeigte deutlich, daß sie nun Lust habe, sich ein wenig zu unterhalten.

Hedwig mißfiel es, daß sie allabendlich dem Stationsvorstand einen Besuch abstatteten. Sie nahm sich ihr Skizzenbuch mit und zeichnete, während die beiden lachten und scherzten und ihrer wenig achteten.

Bornfeld begegnete ein paarmal ihrem ernsten Blick, in dem etwas Mitleidiges, Teilnahmvolles lag, das ihn ärgerte und verstimmte.

Er war Elly so dankbar, daß sie ihn wieder in den alten Menschen umwandelte, daß er in ihrer Nähe die volle leichtsinnige Gegenwartsfreude empfinden konnte wie früher als Leutnant, als er auch jede heitere Stunde genossen und sich über das weitere keine Sorgen gemacht hatte. Er wollte nicht daran gemahnt sein, daß er ein armer Teufel mit unbezahlten Schulden war, daß er eine verpfuschte Existenz hatte. Das finstere Mädchen sollte ihm mit ihrem ernüchternden, kritischen Blick das bißchen Sonnenschein in seinem grauen Tag nicht stören.

Wenn die lustige Stimme dann wieder verhallt war, und der Mißmut ihn packen wollte, holte er sich eine Flasche Rauentaler und trank sich bessere Laune an. Eine heimliche Angst warnte ihn freilich: Du wirst dich an die süße Betäubung gewöhnen, und wenn der edle Trank versiegt ist, zu schlechterem greifen. Hüte dich vor dem gefährlichen Gift!

Aber er konnte der Versuchung nicht widerstehen. So rosige Bilder tauchten vor ihm auf, wenn er den Zaubertrank geschlürft. Warum sollte Elly ihn nicht liebhaben? Sie war doch immer sehr nett zu ihm gewesen. Er erinnerte sich noch so gut des Nachhauseweges aus seiner letzten lustigen Gesellschaft, auf dem seine Kameraden ihn mit ihr geneckt und behauptet hatten, sie sei in ihn verliebt. War sie nicht jetzt, trotz seiner bescheidenen Stellung, liebenswürdiger, entgegenkommender gegen ihn als je zuvor? Sie war das einzige Kind des Barons! Mein Gott! So Schlimmes hatte er doch nicht getan, daß er als Schwiegersohn gar nicht in Betracht kommen könnte. Hellwig brauchte ja nur das Opfer zu bringen und ihm seine Schulden zu bezahlen. Dann konnte er wieder in sein Regiment eintreten, und all das Unglück, das ihn zu Boden geworfen, war vorüber, vergessen.

Er mußte sich manchmal gewaltsam aus süßen Träumen losreißen, wenn an das Schalterfenster geklopft wurde.

Stoltenhag depeschierte täglich mehrere Male an seinen Sohn, und das Zwiegespräch, das beide miteinander tauschten, hatte für Kurt etwas sehr Erheiterndes.

Der Fabrikbesitzer drahtete: „Oskar Stoltenhag, Dr. jur. München. Warum kommst Du nicht? Nachbarvilla bezogen. Reizende Gesellschaft. Haben Dich bestimmt erwartet."

Der junge Mann antwortete: „Wenig Lust zu Landausflug. Reizende Gesellschaft hier. Gruß an Mama. Oskar."

Dann wieder ein Mahnwort des Papas; wieder eine Absage des Sohnes.

„Hoffe Dich bestimmt Sonntag zu sehen!" befahl wieder der Vater. Darauf hieß es: „Wenn möglich, komme." Aber am Sonntag lief nur eine Botschaft ein: „Gestern abend hübsches Souper. Habe verschlafen. Bedaure."

Endlich wurde der Vater ungeduldig. „Höchst ungehalten über Dein Nichterscheinen. Am Feiertag Gäste. Mußt unbedingt da sein. Mama sehr böse."

Der Sohn schwieg auf dieses väterliche Mahnwort. Aber am Feiertag kam er doch an, von dem Fabrikbesitzer mit Ungeduld erwartet. Er sah schmächtig aus neben dem stattlichen Papa. Sein Anzug war gigerlhaft, hypermodern. Sein ursprünglich hübsches Gesicht hatte etwas Fahles, Blasiertes, als wäre er chronisch verkatert, und sein dunkles Haar wurde schon bedenklich dünner.

Kurt erinnerte sich, daß er den jungen Mann früher öfter im Kaffeehaus gesehen. Die Kameraden hatten sich über den Kleinen, der als „rechtes Früchtel" bekannt

war, mokiert und behauptet, er gleiche ganz dem Bild in den Münchener Bilderbogen von dem Frosch, der sich aufblähen wollte, bis er so groß würde wie ein Ochse.

„Habe wenig Sinn für Landleben. Was soll ich denn in diesem langweiligen Wiesenidyll mit den schmutzigen Straßen?“ hörte Bornfeld ihn mit einer näselnden Stimme sagen.

Oskar Stoltenhag warf im Vorübergehen einen arroganten Blick auf den Stationsvorstand, als ärgerte ihn diese hohe, schlanke Gestalt, die etwas so Flottes, Vornehmes hatte.

„Euer Lebensretter scheint sich ja kolossal in die Brust zu werfen,“ brummte er übellaunig.

Elly kam an diesem Abend nicht an die Station. Kurt sah sie am Nachmittag neben Frau Stoltenhag im Wagen sitzen, wie in einer Wolke von weiß und rosa Duft, ihr gegenüber das Fabrikbesitzerssöhnchen. Eine eifersüchtige Erbitterung packte ihn. Für dieses unbedeutende Gigerl mit dem gelangweilten Gesicht wurde diese Pracht entfaltet!

Aber nein, es war ja unmöglich, er konnte Elly nicht gefallen trotz seiner künftigen Millionen.

Der lang erwartete Oskar reiste auch Abends schon wieder ab, denn er habe dringende Geschäfte in der Stadt.

Die Familie begleitete ihn an den Bahnhof, auch Hellwigs waren an der Station, weil ein Kadett, ein junger Verwandter, zu Besuch dagewesen war.

Der junge Stoltenhag beschäftigte sich aber sehr wenig mit der Baronesse. Er hatte das Monokel ins Auge geklemmt und starrte sehr keck und zudringlich auf Hedwig, die sich von einem älteren Mädchen mit kurzgeschnittenem Haar — offenbar einer Kollegin — die mit dem Frühzug angekommen war, verabschiedete.

Während schon der Zug einfuhr, stellte er sich noch dem Fräulein Hartmann vor und zeigte sich plötzlich von einer ganz neuen Seite, höchst lebhaft und liebenswürdig, obwohl die dunklen Augen ihn durchaus nicht entgegenkommend anblickten. Vielleicht reizte ihn gerade diese finstere Herbheit.

Jedenfalls kam er ein paar Tage später wieder in Schwabfelden an. Diesmal unerwartet, wie es schien.

Er hatte eine Handtasche und einen Koffer und rief ungeduldig nach einem Gepäckträger.

„Sie, Herr — Herr Bahnbeamter,“ wendete er sich dann aus einiger Entfernung an Bornfeld. „Kommen Sie doch einmal hierher!“ Er deutete auf seinen Koffer.

Bornfeld stieg eine zornige Röte in die Stirn. Unwillkürlich griff er an die linke Seite, als müsse da noch der Säbel sitzen.

Im nächsten Moment hatte er seine Selbstbeherrschung wieder. Er stand unbeweglich, in der stolzen Haltung, die den kleinen, unscheinbaren Fabrikbesitzerssohn offenbar sehr ärgerte, und sagte ganz ruhig: „Sie sehen doch, der Gepäckauslader ist beschäftigt. Er wird zu Ihrer Verfügung stehen, sobald der Zug fort ist. Einen Dienstmann gibt es hier nicht.“

Oskar verzog etwas das Gesicht über diese kühle Abweisung seiner taktlosen Forderung. Es lag ihm eine unverschämte Bemerkung auf der Zunge, aber es blitzte doch so drohend in den dunklen Augen des Stationsvorstandes, so viel Mut und Kraft sprach aus der schlanken, hohen Gestalt, daß er es für besser fand, zu schweigen.

Am nächsten Abend kam Elly wieder mit ihrer Begleiterin angeradelt. Diesmal hatte sie ein halbes Dutzend Briefe, auf die Bornfeld unwillkürlich einen Blick warf, als er sie auf seinen Tisch im Bureau niederlegte, um sie später in den Abendzug zu werfen.

„Fräulein Mizi v. Großmannhof — Freiin Adele v. Werhan — Herrn Oberleutnant Eisenhardt — Herrn Leutnant Münster — Herrn Leutnant Strauch," lauteten die Adressen.

Es waren offenbar Einladungskarten! Seine früheren Kameraden, sie kamen hierher!

Und er? Sollte er auch eine Einladung erhalten? Wieder mit den Freunden an einem Tisch sitzen dürfen?

Ohne daß er es sich eingestand, harrte er auf das Wort aus Ellys Mund, so oft sie nun an dem Bahnhof erschien.

Sie fragte nach Expreßsendungen, hatte eilige Briefe, sie war liebenswürdig, herzlich, aber sie schwieg über die Gesellschaft, zu der die jungen Gäste erwartet wurden.

Wie gleichgültig er früher oft eine solche Einladung in Empfang genommen hatte! Nun sehnte er sich nach dem Stückchen Papier, wie wenn es seine Freisprechung, seine Rettung, ein Adelsbrief gewesen wäre. Nun traf es ihn wie eine bittere, grausame Enttäuschung, daß er ausgeschlossen blieb.

Der Sonntag kam, und der Mittagszug brachte elegante Welt: junge Damen in weißen Kleidern, in Begleitung der würdigen Mütter, die Offiziere in Zivil, sehr festlich, mit weißen Krawatten, mit Blumen im Knopfloch.

Elly war mit ihrer Mutter an der Bahn, es gab zärtliche Umarmungen der Freundinnen, die Herren begrüßten die Damen mit einem Handkuß.

Bornfeld hatte die Mütze tief in die Stirn gezogen und sich möglichst in den Schatten gestellt. Er wollte sich und den Kameraden die Verlegenheit dieser Wiederbegegnung ersparen. Niemand bemerkte ihn. Man wollte ihn offenbar nicht sehen.

Als es still geworden war auf dem Bahnsteig, trat

er an das Fenster seines Bureaus und schaute dem Zuge nach, der durch die blühenden Wiesen dahinging. Er hörte noch lange die lustigen Stimmen. Wie Hohn klang dieses jugendliche Lachen, wie bitterer Hohn für den Ausgestoßenen, den Heimatlosen, den Toren, der sich ein paar Wochen lang von einem Mädchenlächeln in süße Träume hatte einspinnen lassen.

Einsam saß er bei seiner schlechten Mahlzeit unter den Kastanienbäumen des Wirtshausgartens. Nur der Försterhund leistete ihm Gesellschaft und bettelte um einen Knochen, und die Hühner flatterten auf die Bank und warteten, daß er sie füttere. Er starrte übellaunig, teilnahmlos vor sich hin. Jeder Bissen würgte ihn im Halse.

Am Nachmittag hörte er einen leichten Schritt auf dem Bahnsteig. Froh um jede Unterbrechung seines trübseligen Alleinseins trat er aus dem Bureau und sah die Malerin, wie er Hedwig nun einmal zu bezeichnen pflegte, mit einem größeren Brief in der Hand draußen stehen.

„Ich suche nach dem Gehilfen," sagte sie etwas verlegen, denn sie war sich bewußt, daß der Bahnhofsvorstand Briefe nachgerade für einen Vorwand halten mußte, um ihn zu besuchen. „Ich hätte dieses Schreiben gern rasch expediert. Aber es ist niemand zu sehen. Ich wollte Sie nicht stören."

„Der Mann hat jetzt frei. Übrigens ist es die reine Ironie, wenn Sie von Störung sprechen. Ich wollte, es regte sich etwas auf diesem gottverlassenen Bahnhof. Warum man sich an einem Sonntag doch so viel leichter langweilt, sogar hier, wo ein Tag dem anderen gleicht?"

Sie nickte verständnisvoll. „Ja, das habe ich mich auch schon gefragt. Aber heute müssen Sie das natür-

lich doppelt empfinden, da man da oben auf der Villa ein Fest feiert, zu dem so viele geladen wurden, nur wir beide nicht. Ich kann's Ihnen nachfühlen, daß es Ihnen weh tut, ausgeschlossen zu sein."

Es ärgerte ihn, daß sie seine Stimmung erriet, daß sie den Finger auf die Wunde legte, die ihn schmerzte.

„Daran dachte ich gar nicht, ich habe hier Dienst, wie Sie sehen."

Sie schaute ihn mit ihrem klaren, durchdringenden Blick an. „Leugnen Sie doch nicht, was Sie empfinden, Herr Bornfeld, ich weiß es ja doch."

„Können Sie Gedanken lesen, Fräulein?"

„Gewiß, das kann ich. Die Menschen können es nicht, die im hellen Licht stehen, die Sonnenkinder, wie Baronesse Elly; sie haben kein Verständnis für fremde Schmerzen. Aber wer auch in den Schatten geraten ist, wer erfahren hat, was es heißt, beiseite geschoben zu werden, den Platz zu verlieren, den man einmal innehatte, der kennt alle die kleinen und großen Bitternisse, der weiß, wie schwer es sich trägt, auf seine einstige Welt zu verzichten."

Ihre Stimme hatte etwas Einschmeichelndes, wie das feine, warme Interesse an seinem Geschick, das aus ihren Worten, ihrem ganzen Wesen zu ihm sprach. Aber die freie, offene Art, wie sie an die Dinge rührte, die ernste Wendung, die sie dem Gespräch gab, befremdeten ihn; er war es so gar nicht gewöhnt, sich mit einem jungen Mädchen anders als lachend, oberflächlich, mit galanten Redensarten zu unterhalten.

„Sie sind zum ersten Male allein an einem fremden Ort, Fräulein?" fragte er ablenkend.

Zwischen ihren Brauen lag eine finstere Falte. Sie hielt einen Moment lang die Lippen fest aufeinander gepreßt, als würde es ihr schwer, über sich selbst zu sprechen.

„Ich bin ja immer allein — immer und überall," sagte sie dann. Erst nach einer Weile fügte sie mit starrem, traurigem Blick hinzu: „Es war nicht immer so. Meine erste Jugend ist reich gewesen an Liebe, auch an Abwechslung, an Vergnügen, an allem, was die Menschen Glück nennen. Mein Vater hat einen recht guten Namen als Musiker, sowohl als Komponist wie als Klaviervirtuose. In der Stadt, in der wir lebten, gab's kaum eine Gesellschaft, bis in sehr hohe Kreise hinauf, zu der wir nicht geladen worden wären. Meine Mutter kränkelte viel, sie war eine stille, scheue Natur, die überhaupt das Alleinsein liebte und sich gern von den Menschen zurückzog. So habe ich schon als fünfzehnjähriger Backfisch meinen Vater begleitet. Er nahm mich auch auf seinen Gastspielreisen mit. Überall wurde er gefeiert, überall fiel ein Schimmer seines Ruhmes auch auf mich. Mir mußte das Leben wie ein glänzendes Fest erscheinen, ich sah nur strahlende lächelnde Gesichter, ich hörte nur liebe, bewundernde, begeisterte Worte. Wie in einem Strom von Licht und Liebe schwamm ich dahin, mit rauschenden Musikklängen im Ohr. Dann aber — dann lernte mein Vater eine schöne junge Sängerin kennen, die an unserem Theater in ersten Rollen auftrat. Seitdem war er für uns verloren. Ich sah die verweinten Augen meiner Mutter, ich sah, wie sie langsam dahinsiechte vor Gram. Ich konnte meinem Vater nicht verzeihen, wie weh er ihr getan; ich selbst habe mich von ihm abgewendet in tiefer Entfremdung. Vor einem halben Jahr ist meine gute Mutter gestorben. Der Vater hat ein paar Monate darauf die junge Sängerin geheiratet. — Sie sehen, man kann nicht überflüssiger, nicht einsamer sein als ich. Aber es war gut für mich, daß er sich überhaupt nicht mehr viel um meine Existenz kümmerte, daß ich

daran denken mußte, möglichst bald auf eigenen Füßen zu stehen. Der Kampf hat etwas Stählendes. Man lernt vergessen, man lernt verzichten auf den gesellschaftlichen Schwindel, wenn man mit voller Kraft arbeitet, um vorwärts zu kommen. Ich empfinde es kaum mehr schmerzlich, daß alle die vielen, vielen alten Bekannten sich nicht mehr an mich erinnern. Ich kann manchmal sogar herzhaft lachen über die albernen Menschen. Dahin müssen Sie's auch bringen, Herr Bornfeld."

Er machte keinen Versuch mehr, seine Verstimmung vor ihr zu verbergen. „O ja, man gewöhnt sich an alles," sagte er mit dumpfer Bitterkeit. „Schließlich vergißt man gänzlich, daß man einmal Schöneres und Größeres vom Leben erwartete, man fühlt auch die Langeweile nicht mehr. Man muß nur von Tag zu Tag stumpfsinniger werden."

„Nein, nein, sagen Sie das nicht!" rief sie leidenschaftlich. „Das klingt wie Frevel in Ihrem Mund. O, wenn ich ein Mann wäre! Wenn ich mehr gelernt hätte; nicht bloß auf das kleine Talent angewiesen wäre — mir sollte nicht bange sein."

„Sie denken sich das so leicht. Glauben Sie doch nicht, daß unsereinem so viele Wege offen stehen. Was kann man denn werden, wenn man aus seiner Bahn hinausgeworfen wurde?—Stationsvorstand in Schwabfelden!"

„Das werden Sie auch nicht bleiben," entgegnete sie mit rasch aufblitzenden Augen. „Das ist nur ein Interimszustand, nur der kurze Halt, auf dem Sie überlegen, wie Sie weiterkämpfen, sich Besseres erringen wollen. Ihnen kann es doch nicht fehlen! Die Welt ist so groß! Hier ausharren — nein, das können, das dürfen Sie nicht."

„Ich wüßte nicht, was ich sonst sollte," murmelte

er sich abwendend, wie fliehend vor diesem Mädchengesicht, in dem ein so leidenschaftlicher Trotz glühte, das ihn beunruhigte, aufregte, seinen letzten Rest von Zufriedenheit und Ergebung erschütterte. „Ich warte auf die Gewöhnung. Es haben Tausende ein ähnliches Los und finden sich darein.“

„Nein, nein, für Sie darf es keine zahme Geduld, kein mattherziges Ertragen geben. Viel besser mit Begeisterung zu Grunde gehen, als sich einlullen lassen von stumpfsinniger Gewohnheit.“

Sie hatten so lebhaft gesprochen, daß sie einen sich nähernden Schritt überhörten und beide etwas verblüfft auffsahen, als plötzlich Oskar Stoltenhag vor ihnen stand, in einem hypereleganten Gesellschaftsanzug, mit lichtblauer Weste, zartblauen Strümpfen, ausgeschnittenen Lackschuhen und sorgfältig umgeschlagenem Beinkleid.

Er warf einen sehr ungehaltenen Blick auf Bornfeld und befahl dann hochmütig: „Eine Depesche, Herr Stationsvorstand, die ich sofort zu erledigen bitte. — Was machen Sie denn hier, Fräulein?“ fragte er, das Monokel ins Auge drückend, nachdem Bornfeld sich ins Bureau zurückgezogen hatte.

„Ich habe mich mit Herrn Bornfeld unterhalten, wie Sie bemerkt haben werden,“ erwiderte sie etwas spöttisch.

„Ich laufe seit einer Stunde auf der schmutzigen Straße herum, um Ihnen zu begegnen.“

„Das war höchst überflüssig, Herr Doktor. Sie hätten jedenfalls besser getan, bei Ihrer Gesellschaft zu bleiben.“

„Dieses Lämmerhüpfen ist mir ein Greuel. Ich weiß gar nicht, was ich mit diesen jungen Mädels reden soll. Es zog mich unwiderstehlich fort von diesen Puppengesichtern zu Ihren klugen, heißen Augen.“

Sie sah hübsch aus mit der zornigen Röte, die ihr die Wangen höher färbte, und er bewunderte den warmen Ton, den dunklen Glanz ihres Blickes, ohne die grollende Stimmung zu beachten, die in ihr anwuchs.

„Sie wissen mit den jungen Mädchen aus Ihrer Gesellschaft nichts zu reden, aber Sie suchen mich auf, Herr Stoltenhag, weil Sie wohl denken, in meiner Gegenwart, ohne beschützende Mama in der Nähe, brauchten Sie sich weniger Zwang aufzuerlegen," sagte sie lachend, aber mit einem leisen Vibrieren in der Stimme.

„Ich suche Sie auf, Fräulein Hartmann, weil Sie kein Gänschen sind, weil Sie nicht mit so naiven Augen in die Welt schauen wie diese Mädel, die von der Hand der Mama nicht wegkommen, weil ich nun einmal eine Vorliebe habe für trotzige Walkürenerscheinungen wie die Ihre."

„Und ich bitte Sie dringend, diese Annäherungsversuche zu unterlassen," erwiderte sie rasch und mit scharfer Betonung. „Denn sie sind mir unangenehm, vor allem Ihrer Familie wegen. Ich bin Ihrem Vater zu Dank verpflichtet, daß er mich in die Fabrik aufnahm, und ich will nicht, daß man nur das geringste an meinem Benehmen tadeln könnte, gerade weil ich allein hier wohne."

„Dann lassen Sie doch lieber diese Unterhaltungen mit dem Exleutnant da drinnen, das sieht auch nicht gut aus," bemerkte er.

„Das werde ich halten, wie es mir gefällt, Herr Doktor Stoltenhag."

„Na, meinetwegen!" Er lachte. „Ich sehe nur nicht ein, warum Sie dann mir gegenüber die Zugeknöpfte spielen und für Ihren Ruf fürchten wie ein Institutsmädchen."

Auf dem Bahnsteig erklang das Abfahrtssignal von der nächsten Station, die Schranken wurden geschlossen. In wenigen Minuten kam ein Zug.

Der Stationsvorstand trat aus seinem Bureau.

Oskar aber ließ sich nicht stören. Er war nur noch näher an Hedwig herangetreten. „Mit solchen Augen ist man nicht kühl und temperamentlos. Warum verstellen Sie sich denn so, Fräulein Hedwig? Ich bin wirklich ein höchst diskreter Mensch. Vor mir braucht es keine Komödie, und ich meine, Sie müßten doch auch Lust haben, sich ein bißchen zu amüsieren in diesem öden Nest hier. Ich bin tatsächlich nur Ihretwegen gekommen. Schwabfelden schien mir mit einem Male nicht mehr so reizlos wie bisher."

Hedwig hatte ihren Zorn über den kecken jungen Menschen bisher noch immer zu beherrschen gesucht, aber jetzt steigerte sich ihre Empörung so heftig, daß sie die Worte nicht mehr wägte. Sie sprach auch laut genug, um von dem Bahnhofvorstand gehört zu werden: „Herr Doktor Stoltenhag, ich glaube, ich habe Ihnen vom ersten Moment an gezeigt, daß ich nichts, aber auch gar nichts von Ihnen wissen will. Warum halten Sie das für Verstellung, für Komödie? Es ist mein ehrlicher, unverfälschter Wunsch, daß Sie mir aus dem Weg gehen sollen. Begreifen Sie das doch endlich!"

„Nun, ich werde schon herausbringen, wer mir hier im Wege steht, und der Mensch mag sich hüten!" zischte er ihr zu, fahl vor Ärger, mit einem giftigen Blick auf Bornfeld. Er warf das Geld für seine Depesche vor das geschlossene Schalterfenster und stapfte zornig davon, während eben der Zug einfuhr.

Nur ein paar Bauern stiegen aus, die Lokomotive dampfte weiter.

„Ich habe Ihren Brief in den Postwagen ge-

worfen," sagte Bornfeld zu dem Mädchen, das noch mit heißen Wangen und raschen Schritten auf und ab ging.

„Danke sehr. — Wissen Sie, was mich freut?" rief sie dann mit blitzenden Augen. „Es wird das Millionärssöhnchen doppelt und dreifach ärgern, daß ich ihm vor Ihnen die verdiente Zurechtweisung gab. Schlimm genug, daß solch ein trauriges Kerlchen sich einbilden darf, jedes weibliche Wesen müßte sich durch seine Zuvorkommenheit geschmeichelt fühlen, weil sein Vater ein reicher Mann ist." Sie lachte zornig auf. „Sie haßt er ohnehin, Herr Bornfeld, weil Sie um einen Kopf größer sind als er. Jetzt wird er Ihr erklärter Feind sein, und das ist gut."

Kurt blickte sie befremdet an. Sie war doch recht merkwürdig in ihrer schroffen Aufrichtigkeit. Alle seine Vorurteile gegen die „Emanzipierte" erwachten wieder. Er suchte zu scherzen, aber es klang etwas gereizt, als er entgegnete: „Natürlich, Sie finden es hier zu monoton, Fräulein, Sie haben Sehnsucht nach Ereignissen, nach Szenen, nach ein wenig Aufregung. Ein Streit zwischen mir und Ihrem abgeblitzten Verehrer würde Ihnen Spaß machen, nicht wahr? Ein Duell in Schwabfelden, das hätte doch was recht Pikantes — nicht?"

Sie schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ein Duell zwischen dem Gigerl und Ihnen! Nein, das fürchte ich nicht. Glauben Sie doch nicht, daß der den Mut hätte, mit Ihnen einen offenen Streit anzufangen. Dazu ist er viel zu feige, und dazu hat er sein bequemes Leben viel zu lieb. Er wird Ihnen heimlich Steine in den Weg werfen, er wird gegen Sie intrigieren. Das ist für Leute seiner Art. O, den durchschaue ich! Aber ich freue mich, wenn Ihnen der Boden hier zu heiß wird, wenn Sie dieses Schwabfelden satt kriegen,

übersatt, und sich besinnen, daß Sie Kraft genug besitzen, um sich anderswo in der Welt einen besseren Platz zu erobern."

Er zuckte die Achseln. „Ich habe Ihnen also meinen verbindlichsten Dank abzustatten für diese kleine Szene, die Sie für so folgenschwer halten," bemerkte er spöttisch.

Aus ihrem eben noch so lebhaften Gesicht war die Farbe gewichen, ein trauriger Zug lag um ihren Mund. „Sie glauben nicht, daß ich es gut mit Ihnen meine," sagte sie mit einem müden Ton. „Weil ich so schwarze, finstere Brauen habe, muß ich natürlich auch ein schwarzes, bösartiges Herz besitzen. Aber so ein süßes, blondes Mädchen, mit lächelnden Augen und einem weichen Lächeln, das ist immer ein Engel, nicht wahr? Wenn Sie sich nur nicht irren, Herr Bornfeld, wenn man nur nicht ein Spiel mit Ihnen treibt! Ich wünsche es Ihnen von Herzen. Adieu, nichts für ungut! Vielleicht geben Sie mir einmal recht. Hoffentlich, ehe es zu spät ist, ehe Sie zum resignierten Philister geworden sind, der froh ist, wenn er nur jeden Abend sein Quantum Bier vertilgt, damit er nur ja nicht aus seinem dumpfen Vegetieren erwacht. Es wäre so jammerschade um Sie, Herr Bornfeld!"

Er blickte ihr nach mit einem gewissen Entsetzen.

Wie kam sie dazu, ihn so scharf zu durchschauen, die Gefahr zu ahnen, die wie ein fernes drohendes Gespenst einen Moment lang vor ihm aufgetaucht waren: ein Trinker, der im Alkohol seine verpfuschte Existenz zu vergessen sucht. Und wie sie ihn warnte vor Elly! Bah, als ob er noch an das süße Lächeln glaubte! Alle waren sie falsch, die Weiber!

Er war froh, daß er bei dem Abendzug nicht an der Bahn sein und den Abschied nicht sehen mußte. Im Mondschein lief er in der milden Nacht die ein-

samsten Wege in einem wilden Galgenhumor. „Die ganze Gesellschaft ist nicht wert, daß man sich um sie grämt!“ dachte er. „Ich bin fertig mit den Menschen — ich brauche keinen, keinen!“ —

Der nächste Tag verlief sehr still, nur der junge Stoltenhag reiste ab. Die Eltern schienen entschieden mißmutig, ungehalten gegen ihn. Gegen Bornfeld benahm er sich nicht anders als sonst, er ging mit hochmütigem Gesicht an ihm vorüber, aber diese selbstbewußte Manier sah bei dem Kleinen eher komisch als beleidigend aus.

Tags darauf regnete es in Strömen; gegen Abend hörte er wieder helles Gelächter auf dem Bahnsteig. Er meinte Ellys Stimme zu erkennen, aber er versenkte sich in seine Abrechnungen und blickte nicht hinaus.

„Herr Bornfeld! Herr Stationsvorstand!!“

Er ließ sich zweimal rufen, ehe er die Tür des Bureaus öffnete, und stand dann in ziemlich förmlicher Haltung den beiden jungen Damen gegenüber, die ihm einen ganzen Pack Ansichtspostkarten überreichten.

Elly aber blickte ihn mutwillig und unbefangen an wie immer, stellte ihn ihrer Freundin Mizi vor, die zu Besuch bei ihr geblieben war, und nachdem sie in ihrer rasch hinflatternden Art von diesem und jenem geplaudert, rief sie leichthin: „Es hat mir so leid getan, daß Sie am Sonntag nicht auch bei uns waren. Aber Papa meinte, es wäre Ihnen vielleicht nicht angenehm, mit Ihren früheren Kameraden zusammenzutreffen. Ach, Sie haben auch wirklich nichts versäumt. Es war ziemlich mopsig. Die meisten Leute verlieren an Witz, wenn sie aufs Land kommen.“

„Danke für das Kompliment,“ kicherte Mizi.

„O, ich meine nur die Herren. Man hat immer die Idee, als sehnten sie sich nach ihrem Klub. Wir

sind doch entschieden mehr für die Abwechslung. La donna è mobile," trällerte sie lustig.

Es klang so einfach, so natürlich. Spielend hatte sie den Schatten fortgewischt, der so düster vor Kurts Augen gelastet. Sie sah entzückend, liebreizend aus in dem roten Mantel mit der Kapuze, die sie über den Kopf gezogen hatte. Das Gesichtchen erschien so weich in der dunklen Umrahmung, die blonden Haare krausten sich ein wenig wirr um die glatte Stirn, und ihre Augen lachten ihn so berückend an, daß sein Groll im Nu wie weggeblasen war.

„Ach, das muß ich Ihnen erzählen, Herr Bornfeld!" rief sie lebhaft. „Denken Sie, gestern hatte ich mit diesem Fräulein — wie heißt sie doch? — mit der Tapetenmalerin, eine Szene. Und zwar Ihretwegen! Denken Sie, sie weigerte sich, mit mir an die Station zu radeln, sie behauptete, ich kokettierte mit Ihnen, und das gefiele ihr nicht. Ist das nicht köstlich? Sie will meine Gouvernante spielen. Und ich bin doch so froh, daß ich die Gouvèrnanten los bin. Nun bin ich extra, um dieses Fräulein Hartmann zu ärgern, mit Mizi heute beim Regenwetter an die Bahn gelaufen. Nicht wahr, Herr Bornfeld, Sie sind doch auch froh, wenn Sie ein wenig schwatzen können?"

Anmutig lehnte sie an dem Zaun, streckte die feinen Füßchen vor und hob das übermütige Gesicht empor, als wollte sie sagen: Bin ich nicht ein reizender Kerl vom Scheitel bis zur Sohle? Bewundern Sie mich doch?

Ach, er bewunderte sie tatsächlich mit einem Frohgefühl, das er nur in ihrer Gegenwart zu empfinden vermochte. „Sie wissen recht wohl, Baronesse, daß Sie, nur Sie Sonnenschein in mein Leben hereintragen," sagte er mit warmem, zärtlichem Ton.

In diesem Augenblick hatte er förmlich ein Gefühl des Hasses gegen diese düstere Hedwig, die ihn um das Glück dieser Nähe hatte bringen wollen, die ihm mit ihren herben Worten sein letztes bißchen Lebensfreude zu vergällen suchte.

„Es ärgert mich nur," fuhr Elly fort, „daß ich nun keine Begleitung mehr beim Radeln habe, nachdem ich mit dem Fräulein Hartmann natürlich nicht mehr spreche. Mizi bleibt leider nur ein paar Tage, und allein soll ich nicht fort. Mama ist so schrecklich ängstlich wegen der Strolche, die sich noch immer in der Gegend herumtreiben."

„Sie können die Frau Baronin beruhigen. Man hat die Burschen erwischt, und sie sind in sicherem Gewahrsam. Es lief heute ein Telegramm ein."

„O, wie nett!" rief Elly vergnügt, „dann kann ich doch wieder einsam herumlaufen. Ich renne so gern kreuz und quer durch den Wald. Meine Lady kommt mit mir, und ich brauche keinen anderen Beschützer. Kennen Sie eigentlich die hübsche Bank unter der Linde auf der sogenannten Dörflinger Höhe? Sehen Sie, dort, dort oben! Das ist mein Lieblingsplatz. Da sitze ich oft stundenlang ganz allein." Ihre Augen blitzten ihn an, während sie nach der Richtung hindeutete. Es klang wie eine versteckte Aufforderung.

Wie ein süßer Rausch lag's um seine Stirn, als die beiden leichten Gestalten längst auf der schmutzigen Landstraße heimgewandert waren. Er fühlte immer noch den Druck des warmen Händchens. Er sah in seinem einsamen Bureau immerfort einen weichen, bebenden Mädchenmund, der ihm tolle Sehnsucht weckte. —

Das Regenwetter hielt an, es blieb trostlos still an dem Schwabfeldener Bahnhof.

Bornfeld war Hedwig nicht wieder begegnet seit

ihrer Unterhaltung am Sonntag. Er hätte Lust gehabt, sie seine Verstimmung fühlen zu lassen.

Elly kam nur einmal mit ihrer Mutter im Wagen, als ihre Freundin abreiste. Das Spazierenlaufen auf den bodenlosen Wegen schien doch keinen Reiz für sie zu haben, und Kurt schaute oftmals mit wehmütigen Augen zu dem Hügel empor, zu der Bank unter der Linde, auf der es sich so hübsch sitzen lassen mußte zu zweien, an einem sonnigen Juniabend.

Bei Stoltenhags war offenbar ein heftiger Streit zwischen Vater und Sohn ausgebrochen, der zum Teil mit Telegrammen weitergeführt wurde, da es dem Fabrikbesitzer noch immer nicht gelungen war, die Telephonanlage bis Schwabfelden durchzusetzen, weil der Anschluß zwischen München und dem nächsten größeren Ort noch nicht fertiggestellt war.

So bekam Kurt unwillkürlich Einblick in die fremde Familie und konnte wohl erraten, daß Oskar eine große Summe im Spiel verloren, und daß der Vater Schwierigkeiten mit dem Zahlen machte. Vielleicht hatte er seine Bedingung gestellt, ehe er endlich doch einen eingeschriebenen Brief mit sehr hoher Wertangabe abschickte. Denn bald darauf kam Oskar, den man offenbar der gefährlichen Stadt entziehen wollte, in Schwabfelden an mit ein paar Reisekoffern und einem Diener. Er wurde von den Eltern mit ziemlich ungnädigen Mienen empfangen.

Elly tauchte an demselben Abend wieder einmal auf dem Bahnhof auf, sie schien etwas eilig.

„Ach, dieses langweilige Regenwetter!“ jammerte sie. „Ich bin wie ein gefangener Vogel. Man soll immer zu Hause sitzen und handarbeiten. Gräßlich! Ich mußte einen vorüberfahrenden Zug sehen, nur um zu wissen, daß man auch einmal wieder heraus kann,

daß die Welt hier nicht mit Brettern vernagelt ist. Wenn Mama wüßte, daß ich mich hier so ganz allein mit Ihnen unterhalte, da gäbe es wieder ein Donnerwetter. Die haben es doch gut, die nicht gar so streng behütet werden."

Gerade die Ängstlichkeit, mit der sie sich umblickte, gab ihrem kurzen Zusammensein den pikanten Reiz eines Rendezvous, schürte in ihm heiße Wünsche, leidenschaftliche Träume.

Er zog die Hand, die sie ihm reichte, an die Lippen, seine Blicke hingen an den ihren. Die Stimmung zwischen ihnen war zärtlich schwül geworden.

Gerade im Moment des langsamen, zögernden Abschieds beugte Oskar Stoltenhag seinen Kopf über den Zaun und verzog den Mund zu einem sehr höhnischen Grinsen, als er Bornfeld wieder im Gespräch mit einer jungen Dame ertappte.

„Ich muß sagen, ein beneidenswerter Posten! Der Herr Stationsvorstand hat immer Zeit, sich zu unterhalten," bemerkte er gereizt.

„Ach, Herr Doktor Stoltenhag, Sie sind hier? Sie beehren Schwabfelden wieder mit Ihrer Gegenwart?" rief Elly, ehe Kurt ein Wort zu erwidern vermocht, mit großer Lebhaftigkeit und einem neckischen Knicks. „Übrigens habe ich Herrn Bornfeld herausgerufen, um ihm meine Postkarten zu geben. Er war so freundlich, sie in den Zug zu werfen. Also, bitte, verklagen Sie mich allein bei Ihrem Herrn Papa, wenn Sie finden, daß die Zeit hier in Schwabfelden so köstlich sei, daß man sie nicht ein paar Minuten lang verplaudern darf."

Sie sagte es ein wenig schmollend, aber doch in einem schmeichelnd liebenswürdigen Ton, mit viel zu kokettem Blick und viel zu rücksichtsvollem Entgegenkommen für den eingebildeten Burschen, wie es Kurt

dünken wollte. Da war Hedwig, die arme Malerin, stolzer, ehrlicher gewesen.

„Mein Papa wäre für Baronesse ein zu milder Richter," meinte Oskar lachend. „Sie wissen, wie er Sie verehrt. Aber ich könnte es ja der Frau Baronin erzählen, daß das gnädige Fräulein so gern zum Bahnhof geht."

Trotz des scherzhaften Tones klang eine verhaltene Wut aus den Worten, die Elly aber durchaus nicht zu ärgern, vielmehr ganz angenehm zu berühren schien, als freue sie sich über die Eifersucht, die sie in ihm erregte.

„Nein, bitte, nein!" sagte sie, mit einer reizenden, drolligen Gebärde die Hände aufhebend. „Nicht den Angeber spielen, lieber Herr Doktor! Seien Sie nett und begleiten Sie mich lieber nach Hause. Dann bin ich ja im besten Schutz, nicht wahr? — Guten Abend, Herr Bornfeld, lassen Sie morgen besseres Wetter werden."

Kurt verbeugte sich kühl und förmlich und schaute mit finsteren Augen den beiden nach, die unter einem Regenschirm langsam und lachend dahinschlenderten.

Wie lieb sie eben noch zu ihm gewesen war! Und eine Minute später wand und drehte sie sich in aalglatter Liebenswürdigkeit vor dem Millionärssöhnchen, wie Hedwig das Gigerl genannt.

Ein paar Tage später kam Frau v. Hellwig zu einer Stunde, in der weder ein Zug abging, noch einer eintraf, an den Bahnhof, suchte eine Weile mit der Lorgnette vor den Augen herum, betrachtete die Plakate und klopfte endlich, da niemand ihre Gegenwart zu bemerken schien, an die Tür des Bureaus.

Bornfeld war höchst überrascht, daß die Dame, die sonst mit einer hochmütigen Miene über ihn hinwegzusehen pflegte, in ihrem etwas gezierten Ton ihn anrief: „Herr Bornfeld! Darf ich Sie bitten, mit mir einige Augenblicke auf dem Bahnsteig auf und ab zu gehen. Ich möchte mit Ihnen sprechen."

Er sprang höflich auf. „Ich stehe ganz zu Diensten, Frau Baronin."

Sie war sichtlich verlegen, wie sie das Gespräch einleiten sollte, und hüstelte nervös in ihr Batisttüchlein. Dann betrachtete sie ihre in hellen Handschuhen steckenden Finger, zupfte und glättete an dem zarten Leder und begann mit gesenkten Augen: „Ich habe seinerzeit sehr bedauert, Herr Bornfeld, daß — daß Ihr Leben diese unvorhergesehene ernste Wendung nahm. Sie waren mir als Offizier in meinem Hause immer willkommen, und ich hatte nichts dagegen, daß meine Tochter mit Ihnen tanzte, sich mit Ihnen unterhielt. Aber Sie werden einsehen, nicht wahr, daß ich als Mutter," sie räusperte sich wieder und wägte sichtlich ihre Worte, „daß ich die Fortsetzung dieses Verkehrs unter so veränderten Umständen nicht für wünschenswert erachten kann."

„Ich weiß nicht, Frau Baronin, wie ich diese Rüge verdient habe," erwiderte er, während ihm eine brennende Röte in die Stirn stieg, „da ich doch keinen Versuch gemacht habe, Ihr Haus wieder zu betreten und den Abstand meiner gesellschaftlichen Stellung keinen Moment aus den Augen verlor."

„Nein — gewiß nicht, Herr Bornfeld! In diesem Punkt haben Sie sich vollständig korrekt benommen. Aber sehen Sie, meine Tochter ist gutmütig. Die Jugend ist mitleidigen Gefühlen leicht zugänglich. Wenn Sie Baronesse Elly mit warmen Worten anflehen, Ihnen eine Viertelstunde der Unterhaltung zu vergönnen, wenn

Sie ihr vorklagen über Ihre Vereinsamung, über Ihre Langeweile, so kriegt sie es eben nicht fertig, Ihnen eine solche Bitte abzuschlagen, weil sie Sie doch früher gekannt, ich möchte sagen, Ihren Sturz aus der Höhe miterlebt hat und Ihnen deshalb eine gewisse Teilnahme an Ihrem Schicksal nicht versagen kann. Durch gutmütiges Mitleid wird die Baronesse aber hier zu Schritten veranlaßt, die ihr, der jungen Dame, leicht mißdeutet werden könnten."

Bornfeld hatte mit starrer Verblüffung zugehört. Erst allmählich durchschaute er, wie die Baronin zu dieser seltsamen Wendung kam. Der kleine Stoltenhag hatte Elly offenbar doch bei der Mutter verklagt, der Baronin in die Ohren geblasen, daß er ihr Töchterlein in einem lebhaften Zwiegespräch mit dem Stationsvorstand angetroffen habe.

Und sie, die kecke, schneidige Elly, sie hatte nicht den Mut gehabt, den Vorwürfen der Mutter die Stirn zu bieten, offen und ehrlich die Wahrheit zu bekennen. Nein, sie hatte alle Schuld auf den Abwesenden abgewälzt, ihn als einen jämmerlichen Schwächling hingestellt, der sie um die Gnade einiger freundlicher Worte anbettelte, dem sie aus Erbarmen ein paar Minuten Gehör schenkte. Wie falsch sie war und wie feige!

Und er durfte, er konnte sich nicht verteidigen. Die Verschwiegenheit, die er einer Dame schuldete, sein Anstandsgefühl und seine Ritterlichkeit verschlossen ihm die Lippen.

Die Baronin mochte aber wohl den höhnischen Zug auf seinem Gesicht bemerken, denn sie sagte sehr spitz: „Die Sache ist durchaus ernsthaft zu nehmen, Herr Bornfeld. In unseren Kreisen" — sie betonte die Worte mit besonderem Nachdruck — „denkt man sehr streng. Ich habe der Baronesse deshalb jede Unterhaltung am

Bahnhofe verboten und wollte Ihnen das nur mitteilen, damit Sie sich danach richten können."

„Zu Befehl, Frau Baronin! Ich werde lernen, auf das Mitleid des gnädigen Fräuleins zu verzichten!" erwiderte er scharf und trat mit einer Verbeugung zurück.

Als er wieder allein in seinem Bureau saß, lachte er so laut und bitterlich auf, daß er selbst über den häßlichen Ton erschrak.

Nun erkannte er erst, wie er sich seit Wochen über sein Leben hinweggetäuscht hatte durch unbestimmte, aber doch unendlich süße Hoffnungen; wie kindisch er dieser falschen, lustigen Stimme vertraut, die sich so weich ins Ohr schmeichelte. Alles nur Komödie! Alles nur Lüge und Falschheit! Er kam ja nicht mehr in Betracht für das hochgeborene Fräulein! Es war schon zu viel Herablassung, wenn sie nur überhaupt das Wort an ihn richtete!

All die rosigen Schleier, die ihm bei dem Gedanken an ihr berückendes Lächeln um die Stirn geflattert waren, sie rissen plötzlich mit jähem Ruck entzwei in der wilden, zornigen Empörung über die erbärmliche Rolle, die sie ihn hatte spielen lassen.

In den nächsten Tagen war es ihm zu Mute wie nach einem eiskalten Sturzbade. Er war gänzlich ernüchtert, er sah wieder haarscharf seine Lage, seine Vereinsamung, seine Ausgeschlossenheit aus seinem einstigen Kreise.

Zu dieser schmerzlichen Klarheit kam neuer Ärger, stete Widerwärtigkeiten im Dienst, die sich so häuften, als sollte er mit kleinen Stacheln gepeinigt, von Wespenstichen verfolgt und zur Raserei getrieben werden.

So oft Oskar Stoltenhag einen Besuch bekam, hatte

dieser an der Bahnverwaltung etwas auszusetzen. Der eine hatte am Schalter warten müssen und verlangte das Beschwerdebuch, um seine Klage einzuzeichnen, ein anderer war ungehalten, daß ein Telegramm an ihn eine halbe Stunde auf der Station gelegen hatte, und als Kurt ihm sein Bedauern ausdrückte, daß er nicht wie in der Stadt über Eilboten zu verfügen habe, sondern eben warten müsse, bis ein Bediensteter Zeit habe, die Depesche abzuliefern, wurde er barsch angefahren.

Wie oft er an Hedwigs Äußerungen denken mußte: „Nun ist Oskar Stoltenhag Ihr Feind, und er wird Ihnen Steine in den Weg werfen, bis Ihnen der Boden in Schwabfelden zu heiß unter den Füßen wird.“

Er war ihr nie wieder begegnet, um ihr zu sagen, wie wahr sie gesprochen hatte, und sie um Verzeihung zu bitten, daß er sie für ungerecht und boshaft gehalten.

Es hatte ihm auch an Gelegenheit gefehlt, Elly seine stille Verachtung fühlen zu lassen. Sie war nicht mehr allein an die Station gekommen. Aber es wurden öfters Ausflüge in größerer Gesellschaft gemacht. Doktor Oskar Stoltenhag war der unermüdliche Begleiter der Familie Hellwig. Wenn Elly mit ihm am Bahnhof ein- oder ausstieg, dann grüßte sie den Stationsvorstand mit einem herablassenden Nicken, ganz aristokratisch vornehm, daß er am liebsten laut aufgelacht hätte in zorniger Empörung. Er war fertig mit seiner Sehnsucht nach ihr; ihre Behandlung tat ihm nicht mehr weh, sie steigerte nur seine Bitterkeit, seinen namenlosen Groll und Menschenekel.

Bisher war er mit seinen Untergebenen prächtig ausgekommen, sie hatten sich seinen Anordnungen gefügt und auch eine verdiente Rüge ruhig hingenommen.

Seit aber der Diener des jungen Stoltenhags häufig mit dem Gehilfen, dem Wagenschieber und dem

Gepäckauflader beim Bier zusammensaß, stieß Bornfeld plötzlich auf feindselige Mienen und mürrischen Ungehorsam. Er mußte jeden Befehl zweimal wiederholen, ehe sich eine Hand rührte, und der Gehilfe, ein zwanzigjähriger Mensch, dem er in seiner Gutmütigkeit wirklich manchen Gefallen erwiesen, gab ihm sogar grobe, patzige Antworten und schrie ihm, da auch er heftig wurde, herausfordernd ins Gesicht: „Wir sind keine Soldaten, hier gibt's keine Soldatenschinderei!“

Dazu kam noch, daß die Leute von Oskar Stoltenhag und seinem vornehmen Diener zu verschiedenen Boten- und Trägergängen verwendet wurden, die man ihnen sehr gut bezahlte, so daß sie sich nicht gern den Verdienst entgehen lassen wollten, daß sie aber auf diese Weise ihre Arbeit an der Bahn versäumten oder überhasteten, was sich bei dem geringen Personal doppelt fühlbar machte. Als Bornfeld erklärte, das ginge nicht, sie hätten an der Station zu bleiben, murrten sie, Herr Doktor Stoltenhag habe ihnen die Arbeit zugewiesen, und der hätte hier doch auch ein Wort zu reden.

„Wir wollen sehen!“ rief Bornfeld, aufs äußerste gereizt von diesem Widerstand. „Demnächst werden die Aktionäre der Bahn hier in Schwabfelden zusammenkommen zur Generalversammlung, und ich werde den Herren die Frage vorlegen, wem die Bahnbediensteten zu gehorchen haben, dem Stationsvorstand oder Herrn Doktor Stoltenhag.“

Er war wütend über sich selbst, daß er bei diesem ganz unerträglichen und unmöglichen Verhältnis überhaupt gewartet, sich nicht sofort an Baron Hellwig, der doch auch Bahnaktionär war, mit einer Klage gewendet hatte, als sich kurz vor der Generalversammlung ein Unfall ereignete, der nur durch die Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit des rebellischen Stationsgehilfen ver-

schuldet worden war, der aber sicher ihm zur Last gelegt werden würde.

Ein Bauer war in der Dämmerung knapp vor einem Zug über das Geleise gefahren, weil die Schranken nicht geschlossen gewesen waren. Er hatte, als er die Lokomotive dicht vor sich sah, durch einen Sprung vom Wagen mit knapper Not sein Leben gerettet, sich aber eine heftige Prellung der Füße zugezogen. Der Wagen war zertrümmert, das Pferd getötet worden. Es gab eine Betriebsstörung, die Bahn mußte Entschädigung zahlen — eine ganze Kette von Schreibereien, Ärger und Mißhelligkeiten.

Bornfeld hatte dem Tag der Generalversammlung bisher mit Ungeduld entgegengesehen, aber in letzter Stunde erfuhr er, fast durch einen Zufall, daß auch Oskar Stoltenhag an der Generalversammlung teilnehmen werde, und zwar in seiner Eigenschaft als Jurist. Der Fabrikbesitzer, der recht wohl wußte, daß sein Sprößling absolut nicht arbeitete und seinen Titel nur als eine Dekoration betrachtete, schien ihn wahrscheinlich für eine künftige Stellung als Aufsichtsrat oder als Rechtskonsulent bei einer Aktiengesellschaft vorbereiten und deswegen so viel wie möglich in verschiedene Unternehmungen einführen zu wollen.

Bornfeld fiel es auch auf, daß die Herren, die am bestimmten Tage zu der Generalversammlung eintrafen, ihn mit sehr kühlen, vorwurfsvollen Mienen, in ziemlich ungnädiger Haltung begrüßten. Der Bahnunfall schien sie gegen ihn verstimmt zu haben. Daß er einmal einen Zug gerettet und den Aktionären unabsehbaren Schaden erspart hatte, das schien vergessen. Die im Verhältnis geringfügige Summe, die für das zertrümmerte Fuhrwerk gezahlt werden mußte, war dagegen noch frisch in aller Gedächtnis.

Aber gleichviel! Die Auseinandersetzung mußte kommen, und Bornfeld wollte auf etwaige Klagen und Anschuldigungen gegen ihn auch seinerseits mit Beschwerden antworten.

Er hatte sich für den Nachmittag freigemacht und war in das Dorf Schwabfelden gegangen, um die Herren um Gehör zu bitten.

Als er das Gasthaus betrat, in dem die Sitzung stattfand, hörte er Gläserklirren und laute, heitere Stimmen. Die Aktionäre schienen noch bei der Tafel, und die Kellnerin, die er in den Saal schickte, um anzufragen, ob er zur Sitzung eintreten dürfe, die für vier Uhr anberaumt worden war, brachte den Bescheid, er möchte in einer Stunde wiederkommen; die Herren wünschten noch unter sich zu sein.

Er ballte die Faust. Abgewiesen wie ein Bittsteller, den man von der Schwelle jagt!

Auch Oskars arrogantes Lachen hatte er deutlich gehört. Eine Blutwelle schoß ihm heiß durch den Kopf. Heute mußte der heimliche Feind Farbe bekennen. Heute würde er ihm gegenüberstehen mit offenem Visier wie auf dem Kampfplatz. In dem Gedanken lag etwas Befreiendes.

Als er dann, um die Zeit hinzubringen, langsam am Waldessaum hinschritt, wo es so herrlich nach Harz und reifenden Erdbeeren duftete und die Sonnenlichter über den Moosgrund tanzten, da überkam ihn eine ganz jammervolle Stimmung. In der Sommerschönheit fühlte er erst so recht, wie freudlos sein Leben geworden, wie arm und einsam er war, wie hart und grausam die Menschen sich ihm zeigten.

Er ließ sich auf einem Baumstumpf nieder und schaute starr auf die Ameisen, die über den Boden krochen, auf ein paar Glockenblumen zwischen dem

Heidelbeerkraut und den feinen Farnblättern, ganz verloren in dem Gedanken, daß er in der ganzen Welt keinen Freund mehr hatte.

Als er aufschaute, von einem Schritt aufgestört, blickte er in Hedwigs dunkle Augen, die voll Mitleid auf ihm ruhten.

„Sind Sie wirklich noch hier, Fräulein?" rief er, mit einem freudigen Sprung emporschnellend. „Wo haben Sie sich die ganze Zeit versteckt gehalten?"

„Ich habe gearbeitet," sagte sie mit ihrer warmen Altstimme, die ihn wieder so merkwürdig sympathisch berührte. „Fast habe ich das Reden verlernt, so einsam war ich in den letzten Wochen. — Aber wie geht es Ihnen, Herr Bornfeld? Ich habe Sie eine Weile beobachtet; Sie scheinen recht verstimmt."

Es tat ihm wohl, daß ein Mensch fragte, wie's ihm zu Mute sei, daß er wieder einmal in ein teilnahmvolles Gesicht blickte, vor einem freundlichen Ohr reden konnte, über die aufreibende Erbitterung, die er so lange stumm in sich herumgetragen hatte.

„Wissen Sie, was ich eben dachte, Fräulein Hartmann?" sagte er, neben ihr hergehend in dem Harzduft und Sonnengeflimmer. „Daß es doch besser gewesen wäre, wenn ich an jenem Fühlingsabend, als ich in einem fieberhaften Todesverlangen den Hügel hinunterrannte, um mich im Tunnel auf die Schienen zu werfen — wenn ich damals meinen Vorsatz ausgeführt hätte."

„An jenem Abend, als Sie den Zug retteten — uns alle?" rief sie mit entsetztem Blick.

Er nickte. „Es war ein seltsames Zusammentreffen. Um Sie zu retten, mußte ich leben und war doch so todesbereit. Ich wollte, es hätte mich nichts zurückgerufen, keine Pflicht festgehalten. Dann wär's vor-

bei mit aller Not und Schererei, mit all den Demütigungen und Kränkungen, die man täglich schlucken muß."

Sie erwiderte nichts, aber sie nahm seine Hand mit einem sanften Druck und hielt sie eine Weile in ihrer weichen Rechten.

In der Berührung lag etwas so Ermutigendes, etwas so unbeschreiblich Gütiges, Tröstendes, daß er mächtig ergriffen wurde. Eben war er sich noch so gottverlassen erschienen. Nun schien diese Frauenhand, die so liebevoll die seine umfaßte, ihm überzeugender als Worte zu sagen: Du hast doch einen guten Kameraden. Er verstand mit einem Male, daß ein Weib ein guter Kamerad sein kann, der treueste, der allerbeste.

„Wie klug Sie waren, Fräulein Hedwig," sagte er mit rückhaltlosem Vertrauen. „Alles haben Sie durchschaut und in allem haben Sie recht prophezeit: daß Elly falsch ist, grundfalsch, und daß der junge Stoltenhag mich heimtückisch verfolgen würde. Ich hatte es Ihnen nicht glauben wollen; aber mir ist keine grausame Erfahrung erspart geblieben, und nun hat man es so weit gebracht, daß ich es einfach nicht länger tragen kann. — Wie kommt es, Fräulein Hedwig, daß Sie bei Ihrer Jugend die Menschen so genau kennen, auch mich, in meiner ganzen Schwäche und Torheit?"

Sie sah ihn an mit einem wehmütigen Lächeln, mit einem Blick, den er nicht zu enträtseln vermochte.

„Es ist etwas Verwandtes in unserem Schicksal. Ich muß immer wieder darauf zurückkommen," sagte sie nachdenklich. „Zwei aus dem Geleise Geratene, von der Gesellschaft über Bord Geworfene, die nun sehen müssen, wie sie weiterringen, weiterschwimmen. — Aber Sie sollten dieser Gesellschaft nicht die Ehre antun, sich von ihrer Mißachtung zu Boden drücken zu lassen," fuhr sie leidenschaftlich mit heiß aufblitzenden Augen

fort. „Verzichten auf das Leben, weil Ihnen dieses Häuflein Menschen den Rücken kehrt? Nein, man muß nur hoch und stolz über sie hinausblicken in die Weite, in die schöne, freie, große Welt! Sehen Sie doch, wie herrlich, wie unermeßlich sie ist! Sie müssen sich nur losreißen von der Vergangenheit, die nun einmal hinter Ihnen liegt, und mutig vorwärts schauen in eine neue Zukunft.“ In lachendem Sommerzauber lag vor ihnen das grüne Hügelland unter dem klaren blauen Himmel. So leuchtend war die Ferne, so duftig hoben sich die Berge vom Horizont, so weit konnte man hinausblicken in das strahlende, sommerliche Land. Das Dorf Schwabfelden, die Station, der ganze Umkreis, in dem sich Kurts Leben seit vielen Monaten abgespielt, erschien so winzig, so verschwindend klein in der großen, lichten Landschaft.

Ihm ward leichter, freier ums Herz als seit langer, langer Zeit. Ob das Aufatmen in der schönen Einsamkeit, ob ihre Nähe ihm wieder das Selbstvertrauen zurückgegeben, er hätte es nicht zu sagen gewußt.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er bewegt. „Sie ahnen nicht, welches Glück es für mich war, daß ich Ihnen jetzt, gerade in dieser Stunde begegnen durfte. Mir steht die Auseinandersetzung mit den Aktionären bevor, der Kampf um meine Stellung, die Oskar Stoltenhag untergraben will. Nun bin ich in der rechten Stimmung, um den Herren gegenüberzutreten, um ihnen den ganzen Krempel vor die Füße zu werfen, wenn es sein muß.“

„Recht so!“ rief sie. „Nur sich nicht kleinmachen lassen von anderen! Nur nicht vergessen, daß keiner Macht über uns hat, wenn wir ihn nicht fürchten, wenn wir nicht zittern vor dem, was er uns anhaben kann!“

Sie gingen zusammen bis an die Straße, dann verabschiedete sie sich und bog in einen Waldweg ein. Aber er fühlte, daß ihre Gedanken ihn begleiteten, wie ein Halt war es ihm, daß er sie in der Nähe wußte, daß ihr Händedruck, ihr Blick ihm beim Abschied gesagt hatte: Ich folge dir mit guten Wünschen; du bist nicht ganz einsam! —

Die Aktionäre saßen nun in der sogenannten Honoratiorenstube des Gasthofs an einem langen Tisch, rauchend, mit weinheißen Köpfen. Die Fenster standen offen.

Während Bornfeld vor dem Hause wartete, bis die Kellnerin ihm Bescheid brachte, ob er eintreten könne, hörte er deutlich, daß von ihm die Rede war.

„Sie dürfen nicht vergessen, meine Herren, daß der Mann einst einen Zug gerettet hat. Es wäre doch eine recht unangenehme Sache geworden, nicht bloß für die Insassen, wie mich und meine Frau, auch für die Herren Aktionäre, wenn wir im ersten Halbjahr ein schweres Eisenbahnunglück gehabt hätten."

„Aber, lieber Papa, verzeih, wenn ich dir widerspreche," rief Stoltenhag junior dazwischen, mit einer auffallend lauten Stimme. „Ich finde, es war nur der Schlendrian des Bahnvorstands selbst daran schuld, daß der Zug überhaupt gefährdet war. Solche Dinge dürfen eben nicht passieren, dazu ist der Mensch doch da!"

„Jedenfalls entschuldigt das nicht ein anmaßendes Benehmen, das ihm zum Vorwurf gemacht wird," warf ein Fremder ein.

„Das ist mir noch nicht aufgefallen, ich habe auch noch keine Klage gehört," meinte Baron Hellwig schläfrig.

Dann verstummten die Worte.

Die Kellnerin kam und sagte, der Herr Stationsvorstand solle hereinkommen.

Ein Dutzend Augenpaare richteten sich auf Kurt, der einen Moment in strammer militärischer Haltung stehen blieb, bis Baron Hellwig gutmütig auf einen freien Stuhl deutete.

„Sie haben eine Unterredung mit den Aktionären verlangt, Herr Bahnhofvorstand,“ begann Stoltenhag senior, der das Präsidium übernommen hatte und am obersten Ende des Tisches saß. „Ich erteile Ihnen das Wort.“

Ein paar der Herren, die sich müde in die Sessel zurückgelehnt, suchten sich aufzuraffen, andere flüsterten weinselig, mit schwimmenden Augen miteinander und kicherten.

„Ich bedaure, daß ich mit einer Klage gegen meine Untergebenen antreten muß,“ begann Bornfeld, sehr unangenehm berührt von dieser allgemeinen Nachtischstimmung, die für eine nüchterne Klarlegung seines Falles so wenig geeignet schien. „Meine Untergebenen verweigern mir seit einiger Zeit, seit fremde Einflüsse auf sie einwirken, den Gehorsam. Sie übernehmen anderweitige Dienstleistungen und versäumen dadurch ihre Arbeit an der Station, so daß ich dringend bitten muß, entweder mehr Personal anzustellen, oder den paar Leuten jeden Botengang, außer während ihrer dienstfreien Zeit, zu untersagen.“

„Was wollen Sie mit der Bemerkung andeuten: seit fremde Einflüsse auf sie einwirken?“ fragte ein älterer Herr mit strengen Zügen, der einzige, der nicht erhitzt und übersatt aussah.

„Die Auflehnung der Untergebenen, mit denen ich seit meinem Amtsantritt vorzüglich ausgekommen war, begann erst vor einigen Wochen, erst an dem Tage, an dem Herr Doktor juris Stoltenhag hier in Schwabfelden dauernd Aufenthalt genommen hat.“

Oskar schnellte empor. Er hatte rote Augen vom Trinken und sah sehr erregt und streitlustig aus. „Das ist großartig!“ lachte er wild auf. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß ich mich um die Bahnmenschen kümmere, um sie aufzuhetzen? Ein guter Witz, wirklich köstlich!“

„Jedenfalls tut es Ihr Diener, Herr Doktor Stoltenhag. Ob mit, ob ohne Auftrag seines Herrn, das weiß ich nicht. Jedenfalls sind die Leute durch Sie zu allerlei Nebenarbeiten verwendet worden.“

„Hört — hört!“ kreischte Oskar mit puterrotem Gesicht. „Das ist doch eine lustige Komödie. Der Herr Bahnhofvorstand spielt hier den Ankläger, während er sich doch selbst wegen einer groben Versäumnis, die die Herren Aktionäre schweres Geld kostet, zu verantworten hätte. Ich erinnere an die Entschädigungsklage des Bauern, der vollkommen in seinem Recht ist, denn die Schranken waren nicht geschlossen. Wie finden Sie das, meine Herren, daß der Herr hier sich aufs hohe Roß setzt?“

„Bitte sehr! Der Fall ist nur eine Illustration zu den gänzlich unhaltbaren Zuständen, die neuerdings an der Station eingerissen sind,“ fiel Bornfeld rasch ein. „Nicht durch meine Schuld. Der Gehilfe, der die Schranken zu schließen hatte, kam eben zu spät, weil er eine Kiste nach Schwabfelden getragen hatte.“

„Warum haben Sie nicht selbst die Schranken geschlossen, wenn der Gehilfe abwesend war?“ fragte ein dicker Herr mit einem pfiffigen Schmunzeln.

„Ich habe im Bureau zu sein und Billette abzugeben,“ erwiderte Bornfeld ruhig.

„Bei dem Riesenverkehr in Schwabfelden jedenfalls eine schwierige Aufgabe!“ spottete Oskar.

„Über eine Überlastung mit Arbeit können Sie sich jedenfalls nicht beklagen,“ meinte ein anderer.

„Das ist mir auch nicht eingefallen,“ gab Bornfeld, nun auch etwas hitzig werdend, zurück. „Aber ich bin mir keiner Pflichtversäumnis bewußt. Wenn ich am Schalter zu tun habe, kann ich nicht die Strecke auf und ab laufen und nachsehen, ob die Schranken geschlossen sind.“

„Sagen Sie es nur ganz offen, Sie finden das unter Ihrer Würde!“ näselte Oskar, der sich durch die abwehrende Handbewegung seines Vaters nicht zurückhalten ließ. „Sie spielen an der Station den Vornehmen, den Herrn Leutnant.“

„Ihre Anmaßungen lasse ich mir jedenfalls nicht bieten, Herr Stoltenhag. Ich höre es auch nicht, wenn Sie mir befehlen, Ihren Koffer zu tragen!“ rief Bornfeld aufspringend.

Der Fabrikbesitzer klingelte. „Ich bitte, hier nicht persönlich zu werden!“

„Ich bitte ums Wort!“ stieß Oskar in namenlosem Zorn heftig hervor. „Die Herren können sich nun selbst überzeugen, daß ich mit meiner früheren Bemerkung recht hatte, daß ein Mann, der beständig auf seine frühere Offizierswürde pocht, nicht die geeignete Persönlichkeit ist für einen Posten wie in Schwabfelden, wo der Bahnhofvorstand auch einmal selbst Hand anlegen müßte, wenn es nottut. Wir haben hier doch keine Sinekure für verabschiedete Offiziere.“

„Messen Sie Ihre Worte!“ rief Bornfeld und trat näher vor den aufgeregten kleinen Menschen hin.

Der Vater Stoltenhag klingelte heftig: „Ruhe! Ruhe!“

Oskar war viel zu wenig nüchtern, um die Warnung zu hören. „Wollen Sie mir etwa drohen? Meinen Sie vielleicht, ich werde mich mit unserem Bahnbeamten in Schwabfelden schlagen?“ lachte er in wildem Übermut auf.

„Ich wüßte nicht, was Sie hindern sollte, mir Satisfaktion zu geben!“ rief Bornfeld. „Und wenn meine Stellung Sie daran hindert, so kündige ich sie hiermit. Ich will das Recht haben, mit Ihnen etwas deutlicher zu sprechen. Aber ich sehe wohl ein, daß ich nach dieser Erklärung in der Generalversammlung nichts mehr zu tun habe. Was ich mit Herrn Doktor Stoltenhag zu reden habe, ist nunmehr Privatsache. — Guten Abend, meine Herren!“

Er sah noch, daß der kleine Stoltenhag blaß geworden war und etwas verblüfft auf seinen Vater blickte, der mit ärgerlichem Gesicht immerzu die Glocke schwang.

Dann stand Kurt draußen in der stillen Dorfstraße, glühend vor Zorn, Empörung und Kampfeslust. Heute noch, sobald Oskar Stoltenhag aus dem Hause trat, wollte er ihm das Wort ins Gesicht schleudern, das ihm auf den Lippen brannte: Frecher Bengel! Und wenn es in Gegenwart seines Vaters sein mußte. O, welche Genugtuung, wenn ihm dann der unverschämte Geselle gegenüberstand, blaß, schlottrig, mit mühsam erkünstelter Gleichgültigkeit! Das Millionärssöhnchen hing ja natürlich am Leben; es würde zittern vor dem Gegner, den er bisher so frech zu reizen gewagt.

Mit raschen Schritten, mit heftig pochendem Herzen war er bis ans Ende der Dorfstraße gelangt, wo der Weg zum Bahnhof abzweigte. Er wollte eben kehrt machen, um den Aufbruch der Herren nicht zu versäumen, als Hedwig ihm gegenübertrat. Sie trug den Hut in der Hand, ihr dunkler Kopf war von der untergehenden Sonne wie von roter Strahlenglorie umflossen, und ihre hohe Gestalt hob sich scharf von dem leuchtenden Himmel ab.

„Nun, wie ist es Ihnen ergangen? Hat man Ihnen recht gegeben?“ fragte sie mit warmem Interesse.

„Recht haben nur die, die im Besitz sind!“ stieß er grimmig heraus. „Aber ich lasse mich nicht schuhriegeln. Ich habe ein Ende gemacht. Nun bin ich frei! Frei, um mit Oskar Stoltenhag abzurechnen, um ihn zu züchtigen für seine Frechheit.“

„Nur dazu?“ entgegnete sie mit scharfer Betonung und schüttelte unwillig den Kopf. „Sie sehen die Welt immer noch im Gesichtskreis von Schwabfelden. Bitte, denken Sie sich doch nur um ein paar Stunden weit über dieses Nest hinaus. Was bedeutet Ihnen dann dieses freche Bürschlein? Ein Nichts!“

„Wenn Sie nur gehört hätten, Fräulein Hedwig, wie er in seiner Betrunkenheit das große Wort führte, wie er sich benahm. O, er hat seine Strafe verdient! Zittern soll er vor dem Entgleisten, der den Tod nicht fürchtet. Heute noch will ich mir die Brust befreien von der Wut, die da seit Wochen gedrückt hat.“

Sie sah ihm bittend, ernst, mit ihrem zwingenden Blick in das zornheiße Gesicht. „Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Bornfeld, und lassen Sie uns vernünftig sprechen. Sie sind erregt. Und Sie haben eben selbst gesagt, daß das Oskarchen betrunken gewesen ist. Sehen Sie, ich kann ja Ihre Erbitterung gegen den Frechling begreifen, denn ich selbst hätte ihn am liebsten ins Gesicht geschlagen, als er sich mir so unverschämt nähern wollte. Ich kann es einem Mann auch zur Not nachfühlen, daß er mit der Waffe in der Hand eine Beleidigung rächen will. Aber es ist mir immer sehr häßlich, sehr verächtlich erschienen, wenn es hieß: bei der Forderung zu einem Duell seien die Gegner, sei wenigstens der eine von ihnen nicht nüchtern gewesen. Im Dusel sich streiten, das tun hier die Bauern. Ein gebildeter Mensch sollte das für unwürdig halten. Wenn Ihnen also an meiner Freundschaft, an meiner Hoch-

achtung gelegen ist, dann warten Sie bis morgen, bis der kleine Stoltenhag seinen Sektschwips ausgeschlafen hat, und Sie ihn mit ganz kaltem Blut zur Rechenschaft ziehen, ihm Ihre unverblümte Meinung sagen können. Aber, bitte, heute vergessen Sie den unbedeutenden Menschen über ernsteren Erwägungen."

Es war etwas Überzeugendes in ihren dringenden Worten, die um so mehr Macht über ihn hatten, als sie, die Herbe, Stolze, zum ersten Male an seinem Arm lehnte und sich von ihm führen ließ.

„Ich habe über Ihre Zukunft nachgedacht, während ich allein durch den Wald ging," sagte sie nach einer Weile. „Ich ahnte diesen Ausgang. Oskar Stoltenhag muß sich nun, auf Hochdruck der Familie, die für seine Junggesellenstreiche genug Opfer gebracht hat, mit Baronesse Elly verloben. Man hört so mancherlei in der Fabrik, auch wenn man nicht neugierig ist. Das Millionärssöhnchen hatte nun von Anfang an einen nicht geringen Zorn auf Ihre stattliche Erscheinung. Nun und — ich will die kleine Szene mit mir gar nicht mehr erwähnen, die mag er ja auch vergessen haben — aber jedenfalls ist er eifersüchtig, daß die junge Baronesse sich so gern mit Ihnen unterhielt. Auch darüber ist in dem Nest natürlich geschwatzt worden, denn Sie scheinen ja auch schon früher für Ellys Verehrer gegolten zu haben. Abgesehen davon, daß der gute Papa Stoltenhag sich von seinem Einzigen doch immer wieder beeinflussen läßt, wenn er auch über ihn brummt, findet man es wohl auch nicht recht günstig für die von den beiden Familien gewünschte Verlobung, daß Sie hier in der Nähe sind. Vielleicht fürchtet man auch für später, Elly könnte mit dem Stationsvorstand weiter kokettieren, wenn sie sich hier langweilt. Mir war also ziemlich sicher, daß man Sie

fallen lassen würde. Und ich freue mich von ganzem Herzen, daß Sie von der Stellung los sind, in der Sie moralisch zu Grunde gehen müßten. — Aber was nun? Da wollte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich habe vor etlichen Wochen nach langer Zeit wieder einmal einen Brief meines Vaters bekommen, der eine Tournee in Amerika gemacht und offenbar sehr viel Geld verdient hat, denn er schickte mir einen Scheck auf achttausend Mark, damit ich sähe, daß er noch an mich denkt. Ich war sehr glücklich über dieses erste Lebenszeichen des einst so heißgeliebten Vaters nach langer, einsamer Zeit. Und nun freue ich mich erst recht, daß ich ein kleines Kapital besitze. Ich brauche es nicht. Ich bin bisher mit den bescheidenen Zinsen ausgekommen, die mir von dem Erbteil meiner Mutter blieben, und ich weiß, daß ich mir nun bald mehr verdienen kann. Mir ist gar nicht bang um meine Zukunft. Ob ich das Geld auf der Bank liegen habe oder nicht, das ist für mich so ziemlich gleichgültig. Aber Ihnen kann es nützen, wenn Sie eine Summe in Händen halten, nicht gänzlich mittellos eine neue Existenz beginnen müssen. Vielleicht versuchen Sie es doch im Ausland, wo man rascher vorwärts kommt."

Er schaute sie verwundert an, mit einer Ergriffenheit, wie er sie noch nie im Leben empfunden.

Alle hatten sich von ihm losgesagt, die Schwester, die Freunde, die Kameraden. Lieblos und hart standen ihm die Menschen gegenüber, seit ihn das Unglück gezeichnet. Elly hatte zum Zeitvertreib mit ihm gespielt und ihn dann beiseite geschoben wie einen gleichgültigen Bettler. Und sie, die Fremde, die Arme, die selbst um ihr Leben ringen mußte, sie bot ihm schlicht und gütig, wie etwas Selbstverständliches ihr bißchen Besitz, und ihr großmütiges Opfer klang obendrein wie eine Bitte,

als wäre es ihr Glück, ihm zu helfen, als müßte er nehmen, was sie ihm bot, nur um ihr nicht wehe zu tun.

Erschüttert nahm er ihre beiden Hände. „Sagen Sie mir, Hedwig, wie habe ich es denn verdient, daß Sie so gut zu mir sind?“ fragte er mit umflorter Stimme. „Ich müßte mich ja schämen vor mir selbst, wenn ich Ihren Notpfennig annähme, ich, der Ihnen so gar keine Sicherheit zu bieten hat, der ja schon belastet ist mit unbezahlten Schulden, der nicht weiß, ob er Ihnen Ihr Darlehen jemals wieder zurückerstatten könnte. — Aber daß Sie mir das sagten, war so lieb, so herzergreifend lieb! Ich kann keine Worte finden, um Ihnen zu danken.“

Eine rasche Röte war ihr in die Wangen gestiegen. „Vergessen Sie nicht, daß Sie mir das Leben gerettet haben,“ versuchte sie in scherzendem Ton zu sagen. „Ich bin gut zu Ihnen, weil Sie mir leid taten, gleich im ersten Augenblick, weil ich Ihnen vom Gesicht ablas, daß Sie schwere Seelenschmerzen zu ertragen haben, und weil — ach, weiß man es denn zu erklären, warum man für einen Menschen Sympathie besitzt?“

Sie hatte den Satz unterbrochen, aber er fühlte mit einem grenzenlosen Jubel, was sie hatte sagen wollen: weil ich Sie eben lieb habe.

Wie eine Offenbarung, wie eine leuchtende Erkenntnis war es ihm.

In seinen Leutnantstagen war ihm die Liebe als lachende, übermütige, ein wenig leichtsinnige Gestalt vor Augen geschwebt, rosenbekränzt, mit einem Schellengeklingel im Haar und einem Kichern in der Stimme.

Aber er war in diesem Jahre ein anderer Mensch geworden. Nun fühlte er mit einem Male, daß die Liebe, die ihn beglücken konnte, ernst sein mußte, ernst

wie sein Leben, eine treue, starke, tapfere Gefährtin wie das Mädchen an seiner Seite.

Der Zorn, der ihn eben noch durchglüht, lag weit, weit hinter ihm. Wie der Beginn eines neuen Lebens war ihm dieser Weg neben ihr durch die stillen Wiesen, in dem tiefen Abendfrieden.

„Überlegen Sie in aller Ruhe, was ich Ihnen sagte," bat sie ihn beim Abschied. „Morgen sprechen wir weiter. Ich möchte Ihnen so gern einen Rat geben für Ihre Zukunft."

Trotz ihrer Jugend lag etwas Mütterliches in ihrer selbstlosen Besorgnis um sein Los.

Er mußte den Gehilfen ablösen und zum Nachtdienst auf seinem Posten sein.

Auch als er sich endlich zur Ruhe begeben konnte, kam kein Schlaf in seine Augen. Aber es war ein freudiges Wachen, bei dem ihm lichte, stolze, hoffnungsfrohe Gedanken durch die Seele zogen. Nicht die unbestimmten schwülen Träume, mit denen er sich während seiner Verliebtheit in Elly zu betäuben versucht hatte. Er sah ganz klar, er wußte, daß ihm Kampf und schweres Ringen bevorstand, aber er war plötzlich emporgewachsen über sein altes Ich und über den kleinen Jammer, der ihn zu Boden gedrückt.

Er saß am Morgen noch nicht lange in seinem Bureau, als an die Tür geklopft wurde.

Die hohe Gestalt des Fabrikbesitzers erschien auf der Schwelle, neben ihm das joviale Gesicht des Barons. Die beiden Herren zögerten eine Weile, weil einer dem anderen den Vortritt lassen wollte.

Kurt hatte in den paar Momenten Zeit, sich zu sammeln, sich selbst zu mahnen: Nun heißt es ruhig

bleiben, gemessen, höflich, aber fest! Seine Besucher begrüßten ihn freundlicher, als er erwartet hatte. „Wir kommen, um unser Bedauern auszudrücken, daß die gestrige Unterredung eine so schroffe Wendung genommen hat," begann Baron Hellwig.

„Sie müssen meinem Sohn zu gute halten, daß er vorher viel getrunken hatte," fügte Stoltenhag hinzu.

„Darf ich das als eine Entschuldigung betrachten, die Sie mir im Namen Ihres Sohnes überbringen?" fragte Kurt zurückhaltend.

„Ach, wissen Sie, mein Oskar bereut natürlich heute, daß er sich gestern nicht besser beherrscht hat. Ich bin überzeugt, er weiß gar nicht mehr genau, was er gesagt hat," meinte Stoltenhag ausweichend. „Er lag noch sehr verkatert in seinem Bett, stöhnend vor Kopfweh, als ich ihm erklärte, daß wir beide, der Herr Baron und ich, es für besser hielten, wenn wir reiferen, ruhigeren Männer mit Ihnen die Sache ins reine bringen. Sie waren ja auch sehr gereizt, Herr Bornfeld. Einen Zusammenstoß zwischen den jungen Hitzköpfen möchten wir vermeiden."

Kurt schwieg.

Eines war ihm klar, man fürchtete seinen Zorn, man bangte um den kleinen Oskar. Gestern, in seiner düsteren, verzweifelten Stimmung, hätte es ihn wohl nur in seiner Menschenverachtung bestärkt, ihm nur ein wildes Rachegelüst wachgerufen, daß die beiden Väter für den kecken, feigen Burschen um Gnade bettelten, heute lag ihm eine solche Fülle von Freudigkeit und Lebensmut in der Seele, daß er die seltsame Situation mit Humor auffassen konnte. Mit einem gewissen Gefühl der Überlegenheit wartete er ab, was nun weiter kommen würde.

„Wir sind beide der Ansicht, daß Sie hier nicht

recht an Ihrem Platze sind," sagte Stoltenhag etwas zögernd, „und deshalb nehmen wir die Kündigung, die von Ihnen ausging, an. Die Stellung an der kleinen Bahn kann Ihnen ja tatsächlich nicht genügen. Herr Baron Hellwig könnte Ihnen aber anderes in Aussicht stellen."

„Ja, sehen Sie, lieber Bornfeld," nahm nun der Baron das Wort, „ich habe nämlich einen Bruder in Chile, er ist dort deutscher Gesandter. Ich könnte Ihnen Empfehlungen an ihn mitgeben, ihm warm an das Herz legen, er möchte eine passende Stellung für Sie ausfindig machen. Es läßt sich das so viel besser am Platze selbst beurteilen als in der Entfernung. Er weiß, wo sich Ihnen die besten Aussichten bieten. Ob Sie zum Konsulat gehen sollen, ob Sie als Instruktionsoffizier rascher vorwärts kämen, ob sich an der Bahn ein Posten fände — jedenfalls bietet sich in einem Lande, in dem der einzelne noch mehr Ellbogenraum hat als bei uns, für einen Mann wie Sie, für einen deutschen Offizier, der einen gediegenen Bildungsgang hinter sich hat, die verschiedenste Gelegenheit, sich kraftvoll zu betätigen, sich rasch auf eine gewisse soziale Höhe emporzuschwingen. Es fragt sich nur, ob Sie überhaupt Lust haben, sich von der Heimat loszureißen. Raten würde ich es Ihnen ganz entschieden."

„Fürchtet der gute Papa für Ellys Herzensruhe, weil er mich so weit über den Ozean schicken will?" dachte Kurt. „Er hält seine Tochter wohl für kindlicher, gemütvoller und für weniger schlangenklug, als sie ist."

Er schwieg eine Weile, dann erklärte er: „An Lust hätte es mir nicht gefehlt, Herr Baron, schon damals nicht, als ich meinen Abschied nehmen mußte. Aber Sie wissen ja, warum ich meinen Rock an den Nagel

hing. Es wäre wie Flucht erschienen, als wollte ich meinem Gläubiger ausreißen. Ich weiß nicht, ob der Mann es nicht auch so aufgefaßt hätte, nicht immer noch es so auffassen würde, obwohl —"

Stoltenhag hatte ein Notizbuch aus der Tasche gezogen. „Obwohl natürlich keine Aussicht vorhanden war, daß Sie als Stationsvorstand Ihre Schulden abbezahlen würden," vollendete er den Satz. „Ich bin überzeugt, der Mensch hat die ganze Summe nun längst in den Kamin geschrieben und wäre hochbeglückt, wenn man ihm eine Abfindung anböte. Geben Sie mir nur die Adresse und lassen Sie das meine Sorge sein, Herr Bornfeld. Ich bin ja noch in Ihrer Schuld. Ich habe nicht vergessen, daß ich Ihnen vielleicht mein Leben verdanke, und wollte eigentlich bei der Generalversammlung beantragen, daß man sich Ihnen erkenntlich zeigen sollte. Nach der jetzigen Sachlage aber übernehme ich selbst diese nur aufgeschobene Verpflichtung."

Kurt meinte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen. Aus der hoffnungslosen Sackgasse, in die sein Leben verfahren war, sollte sich ihm ein Ausweg bieten, er sollte wirklich ganz frei, ohne niederdrückende Sorgenlast eine neue Existenz beginnen dürfen!

„Was fordern die Herren von mir für dieses überraschende Entgegenkommen?" fragte er, unwillkürlich seinen Gedanken Ausdruck gebend.

„Nichts weiter, als daß Sie in aller Ruhe hier Ihre Koffer packen, nichts weiter, als daß wir in Frieden auseinandergehen. — Nicht wahr, Herr Baron, wir beide möchten so gern einen behaglichen, vergnügten Sommer haben und bringen gern ein Opfer, damit die Ruhe hier durch keinen Zwischenfall gestört werde? — Sie haben vielleicht schon gehört, Herr Bornfeld, von der Verlobung, die hier in der Luft liegt, die unsere

beiden Familien vereinigen soll; Sie verstehen, daß uns gerade in dieser Stimmung, während wir zu einem Fest rüsten möchten, ein ernster Zusammenstoß zwischen meinem Sohn und Ihnen sehr, sehr störend wäre. Darum schlagen Sie ein, Herr Bornfeld, vergessen Sie Ihren Groll! Wir sind dafür gern bereit, Ihnen die Wege zu ebnen, damit Sie sich aus Ihrem unverschuldeten Pech wieder herauswinden."

Kurt kämpfte mit sich. Nach den Anschauungen, in denen er herangewachsen war, mußte er von Oskar Stoltenhag Genugtuung fordern. Aber seine Vergangenheit war langsam von ihm abgebröckelt; er war freier, vorurteilsloser geworden. Hedwigs Worte klangen ihm im Ohr. Was galten ihm in der Tat diese Menschen? Er war so fertig mit ihnen, so fertig mit seinem Gefühl für Elly, daß er keine leiseste Regung des Neides, der Eifersucht verspürte bei der endgültigen Nachricht von der bevorstehenden Verlobung.

„Ich werde den Frieden Ihrer Familie nicht stören," sagte er nach einem kurzen Zögern und legte seine Hand in die Rechte, die Stoltenhag ihm entgegenstreckte.

Auch der Baron schüttelte ihm die Hand.

Die Herren schienen so vergnügt über den Erfolg ihrer Versöhnungsmission, daß sie ordentlich witzig und übermütig wurden und noch eine Weile in angeregtem Gespräch in dem kleinen Bureau verweilten.

Als sie ihn dann verlassen hatten, mußte Kurt vor allem herzhaft auflachen.

Wie kostbar ihnen der freche Bengel war! Wie angst und bange ihnen gewesen war für den Kleinen!

All seine grollende Bitterkeit, all der kleine, nagende Ärger schien sich förmlich aufzulösen und auszugleichen in diesem befreienden Lachen.

Mittags hatte er eine Stunde Pause im Dienst,

den er nur noch diesen Tag zu versehen brauchte. Aber er verlangte nicht nach Speise und Trank, er hatte nur Sehnsucht nach Hedwig, nach der einen, die ihm die Welt und das Leben wieder liebgemacht.

In freudiger Erregung lief er durch die Wiesen und wartete vor der Fabrik, bis sie ins Freie trat.

„Ich muß mit Ihnen sprechen," sagte er mit leuchtenden Augen, die sie mit staunender Verwunderung bemerkte. „Kommen Sie mit, Hedwig, in den Waldesschatten, auf den schönen Weg, auf dem ich Ihnen gestern begegnete."

Und dort, wo man so weit hinausschauen konnte in das sommerliche Land, über dem nun der heiße Sonnenglast wogte, wo über ihnen die Bäume rauschten, erzählte er, was ihm widerfahren, welche Zukunftsaussichten sich ihm boten, so daß er die Streitaxt begraben habe.

„Nur weil ich Ihrer Worte gedachte, Hedwig, nur weil Sie mich verwandelt haben und stärker waren als mein Zorn. Sie mit Ihrem Blick in das Weite, mit Ihrem kühnen Lebenstrotz!"

„Sie werden also fortgehen, weit, weit fort? Es ist gut so. Ich bin glücklich für Sie, daß Sie herauskommen aus der Enge," sagte sie mit einem Zittern in der Stimme, das sie nicht zu verbergen vermochte.

„Ja, Hedwig, ich habe um die Empfehlung an den deutschen Gesandten in Chile gebeten. Ich will mein Glück wagen in der fremden Ferne. Aber nur unter einer Bedingung, die ich freilich den beiden Herren nicht verraten habe."

Sie schlug die ernsten Augen fragend zu ihm auf.

Er aber nahm ihre Hand und sagte: „Nur unter der Bedingung, daß du mit mir gehst, Hedwig."

Ein Zittern flog durch ihre Gestalt; sie öffnete die

Lippen wie erstickend unter einem überwältigenden, freudigen Erschrecken.

„Ich brauche einen Freund, eine liebe Seele. Ich muß jemand haben, der mir gut ist, der mich beschützt vor mir selber, wenn ich kleinlaut und schwach bin. Ich muß eine liebe Hand in der meinen halten. Hast du Mut? Daß du mich lieb hast, weiß ich. Seit gestern weiß ich's, und es hat mich stolz und frei und glückselig gemacht. Du darfst es nicht leugnen."

„Warum sollte ich?" erwiderte sie zärtlich. „Es kam über mich wie ein Schicksal. Ich habe es getragen in Jammer und Schmerzen. Aber ich will es preisen wie ein Gnadengeschenk, wenn es dir Kraft und Freudigkeit gibt, nicht allein in der Welt zu sein. Mut habe ich — Mut, mein Leben mit dir zu wagen, Mut, zu kämpfen und zu ringen, und wenn es sein müßte, mit dir zu Grund zu gehen!"





Von der schweizerischen Hotelindustrie.

Reiseskizze von Professor E. Koller.



Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wie in allen Kulturländern, hat sich auch in der Schweiz das Verkehrswesen gewaltig entwickelt, teils infolge ihrer lebhaften Gewerbs- und Handelstätigkeit, die sich schon aus der jährlichen Wareneinfuhr im Betrage von 1000 bis 1200 Millionen Franken, darunter 330 bis 350 Millionen aus Deutschland, ersehen läßt, teils infolge des stets wachsenden Fremdenverkehrs, der eine erstaunliche Höhe erreicht hat. Schon durch ihre geographische Lage inmitten großer Staaten ist die Schweiz zu einem Stelldichein der internationalen Reisewelt sehr geeignet; was aber vor allem die Fremden fesselt, das ist ihre großartige, an erhabenen Naturbildern so reiche Gebirgswelt. In engem Rahmen harmonisch vereint, bietet sie eine Fülle der mannigfaltigsten Naturschönheiten, denen zur Vollständigkeit nur das Meer fehlt, das aber in wirkungsvoller Weise ersetzt wird durch die vielen herrlichen Seen. Die Verschiedenartigkeit der landschaftlichen und klimatischen Eigentümlichkeiten dieses herrlichen Gebirgslandes bringt es mit

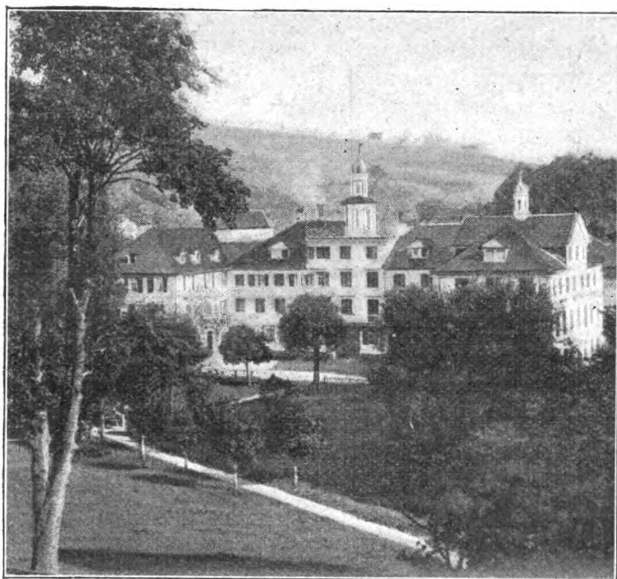
sich, daß es das ganze Jahr hindurch je nach der Gegend und der Zeit ein beliebtes Reiseziel der Fremden ist. Während im Sommer die Berge und Gletscher ihre verlockende Anziehungskraft, oder die Luftkurorte und Bäder ihre heilende Wirkung ausüben, sucht der Reisende im Frühling und Herbst gern die milden Gestade des Genfersees oder das südliche Klima der italienischen Schweiz auf, und selbst der rauhe Winter bietet nicht nur den immer zahlreicher werdenden Freunden des Schnee- und Eissports eine willkommene und anhaltende Gelegenheit zum Schlittenfahren, Schneeschuh- und Eislaufen, sondern er bringt auch in den über dem Tieflandnebel erhabenen, in blendendem Sonnenlichte strahlenden klimatischen Kurorten vielen Leidenden die ersehnte Linderung und Heilung.

Doch nicht nur diese von der Natur gegebenen Vorzüge sind es, welche die Fremden und Einheimischen anziehen, sondern auch das, was durch menschliche Kraft geschaffen worden ist, um den Genuß der Schönheiten und Heilkräfte der Natur zu ermöglichen und zu erleichtern. Ein weitverzweigtes Netz von Kunststraßen überspannt die Gebirge, zahlreiche Dampfer durchfurchen die kristallhellen Seen, Eisenbahnen befördern die Reisenden bis hinauf zu schwindeligen Höhen, ja bis mitten in die Gletscherwelt, Posten, Telegraphen und Telephone vermitteln den Verkehr bis in abgelegene Alpentäler und auf einsame Berggipfel, und überall findet man auch eine gute Unterkunft, sei es in einem einfachen Berg- oder Dorfwirtshause, einem freundlichen Gasthofe oder einem mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgestatteten Luxushotel. Über 1900 größere, dem Fremdenverkehr dienende Hotels sind zur Aufnahme der Gäste bereit, und zu diesen kommen noch unzählige Pensionen und kleinere Gasthäuser, die ebenfalls auf die

Beherbergung von Fremden eingerichtet sind. Ein vollständiges und sehr empfehlenswertes Verzeichnis der größeren Fremdenhotels und -pensionen enthält der von dem Zentralbureau des Hoteliervereins herausgegebene Reiseführer: „Die Hotels der Schweiz“ mit Ansichten und Preisangaben.*) Dem genannten Vereine sind auch die statistischen Erhebungen über den Fremdenverkehr und die Hotelindustrie zu verdanken, welche zum ersten Male für die Landesausstellung in Zürich im Jahre 1883 vorgenommen und seither regelmäßig fortgeführt worden sind. Dieselben werden jeweils im Jahresbericht über Handel und Industrie in der Schweiz veröffentlicht. Die Statistik des Jahres 1899 erschien in einer besonderen, zur Feier des zehnjährigen Bestehens des Zentralbureaus herausgegebenen Gedenkschrift, welcher wir folgende Angaben entnehmen: Von den im Jahre 1899 durch die schweizerischen Hauptbahnen beförderten 45,660,000 Reisenden haben 9,763,000, also etwa 21 Prozent, in den Hotels übernachtet. Diese Summe bezeichnet jedoch nicht die Zahl der Fremden, sondern diejenige der Logiertage; da ferner fast jeder Reisende nacheinander in verschiedenen Gasthöfen absteigt und jedesmal wieder besonders gezählt wird, so schrumpft die wirkliche Zahl der Reisenden etwas zusammen. Nach Staaten berechnet, gehörten Deutschland 33,6 Prozent an, der Schweiz 20 Prozent, Großbritannien 17,2 Prozent, Frankreich 11,2 Prozent, Amerika 5,2 Prozent, den übrigen Ländern je unter 3 Prozent. Die Zahl der dem Fremdenverkehr dienenden Angestellten belief sich auf 27,700, darunter 24,001 Schweizer und 3699 Ausländer, welche zusammen 19,254,700 Franken Lohn erhielten. Die Immobilien,

*) Zu beziehen vom Schweizer Hotelierbureau in Basel, Sternengasse 21.

Mobilien und Vorräte der Hotels stellten einen Wert von 550,480,000 Franken dar, was für ein Fremdenbett einen Durchschnitt von 5248 Franken ausmachte. Der Gesamtbruttoumsatz beträgt jährlich kaum 17 Pro-



Kurhaus Weissbad (Appenzell).

zent des Anlagekapitals und gestattet im Durchschnitt höchstens eine fünfprozentige Verzinsung desselben.

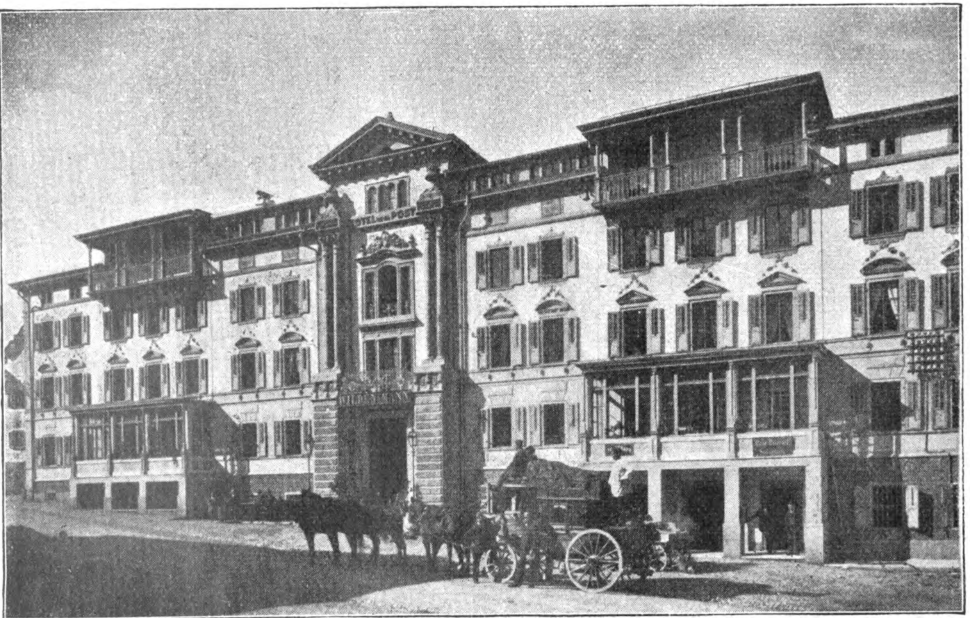
Die statistischen Aufnahmen des Zentralbureaus erstreckten sich auch auf landwirtschaftliche, gewerbliche und allgemein volkswirtschaftliche, mit dem Fremdenverkehr zusammenhängende Fragen behufs Verwertung derselben bei Zollverhandlungen und zur Aufmunterung inländischer Produktion im Gemüse- und Obstbau, Fisch- und Geflügelzucht, Konserven, Möbelindustrie u. s. w.

Außerdem besorgt das zugleich als Auskunftsstelle dienende Bureau die Regelung des Reklamewesens und die Vertretung der Interessen des schweizerischen Fremdenverkehrs in allen sonstigen Beziehungen. Behufs richtiger Ausbildung der Gasthofangestellten wurde von dem Verein in Ouchy bei Lausanne eine fachliche Fortbildungsschule gegründet, die zu hohem Ansehen gelangt ist. Als Organ des Vereins erscheint seit 1892 die „Hotel-Revue".

Von den Fremdenhotels ist ungefähr die Hälfte das ganze Jahr geöffnet, während die andere Hälfte nur Saisongeschäfte macht, und zwar je nach Lage und Witterung oft nur wenige Monate im Jahre. In diesen wird das Personal gewöhnlich nur für die Fremdensaison angestellt; doch haben manche Saisonhotels auch ständiges Personal, das im Sommer in der Schweiz, in der übrigen Zeit des Jahres in einem im Süden, namentlich an der Riviera, gelegenen, dem gleichen Besitzer gehörigen Gasthofe verwendet wird. Viele Angestellte nehmen diesen alljährlichen Wechsel zwischen Nord und Süd auf eigene Rechnung vor, was ihnen um so leichter möglich ist, als sie in der Regel die hierfür erforderlichen oder erwünschten Sprachkenntnisse besitzen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Hotelindustrie möge uns der geneigte Leser auf einer flüchtigen Reise durch einige von Fremden mit Vorliebe besuchte Gegenden der Schweiz folgen.

Von Süddeutschland kommend, betreten wir nach einer herrlichen Fahrt über das Schwäbische Meer, dessen reizende Uferstädte uns zum Verweilen einladen, in Rorschach den schweizerischen Boden. Wohl würde sich ein Abstecher nach der nahen Industrie- und Handelsstadt St. Gallen mit dem weltberühmten Kloster lohnen,



Hotel Post, Silvaplana.

jedoch wir streben hinauf nach den Appenzellerbergen, die uns während der Bodenseefahrt so verlockend zugewinkt haben. Rasch führt uns die aussichtsreiche Zahnradbahn nach Heiden (810 Meter), dem vielbesuchten Luft- und Molkenkurorte, von wo wir Spaziergänge nach den umliegenden Aussichtspunkten unternehmen. Eine sehr lohnende Wanderung führt uns über die St. Antonskapelle auf dem Gebirgskamm nach dem Gäbris (1250 Meter), dem Rigi der Ostschweiz, mit herrlicher Rundschau auf den Alpstein, die Berge Rhätiens und Vorarlbergs, das Rheintal, den Bodensee mit umliegenden Geländen und das ganze mattenreiche, mit schmucken Dörfern und unzähligen freundlichen Bauernhäusern übersäte Appenzellerland, dessen zahlreiche Sommerfrischen namentlich denjenigen zu empfehlen ist, welche gute und doch billige Unterkunft in heiterer Umgebung und stärkender Höhenluft suchen.

Unser Weg führt uns dann hinunter nach Gais (934 Meter), dem ältesten, seit 1749 als solchem bekannten Molkenkurorte, der auch mit der Straßenbahn von St. Gallen aus erreicht werden kann, und weiter nach Appenzell, dem Hauptorte des katholischen Kantonteils Inner-Rhoden und Endpunkt der Appenzellerbahn. Inner-Rhoden wird nicht nur wegen seiner Naturschönheiten und seiner Bäder und Sommerfrischen häufig besucht, sondern auch wegen seiner urwüchsigen, lebensfrohen Bevölkerung, die ihre Anhänglichkeit an das Althergebrachte schon in der äußeren Erscheinung zeigt. Hier hält man noch zäh an der Volkstracht fest; diejenige der Appenzellerinnen, die oft durch Anmut der Gestalt und schönes Ebenmaß der Gesichtszüge überraschen, gehört zu den malerischesten Schweizertrachten.

Unter den vielen reizenden Punkten des Ländchens wählen wir das idyllisch am Fuße der Berge in wiesen-



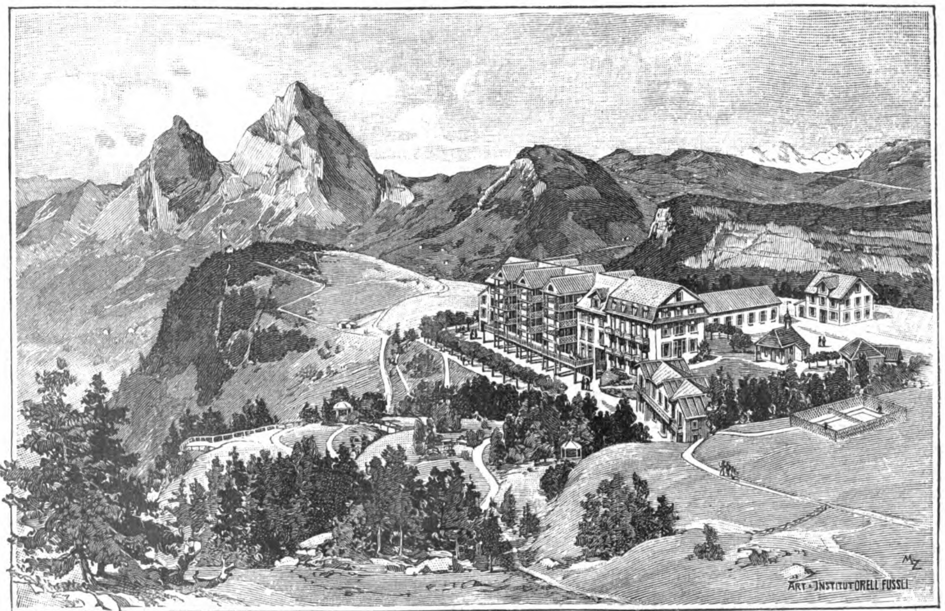
Hotel Rigi-First.

und waldreicher Umgebung gelegene Weißbad (819 Meter) als Standquartier, von welchem aus wir angenehme Spaziergänge und interessante Bergbesteigungen unternehmen. Vor allem fühlen wir uns mächtig angezogen von dem durch Scheffels „Ekkehard“ poetisch verklärten Wildkirchlein (1477 Meter) und der Ebenalp (1644 Meter), die wir in zwei Stunden ersteigen. Ganz nahe beim Kirchlein, im Äscher, wo jetzt an hoher Felswand sein unsterblicher Name glänzt, weilte Scheffel im Jahre 1854 und gab, erfüllt von dem Zauber der ihn umgebenden Natur, durch die Schilderung ihrer erhabenen Schönheit und ihrer machtvollen Einwirkung auf Ekkehard seiner gefeiertsten Dichtung einen harmonisch befriedigenden Abschluß. Und als er von dieser Stätte seines dichterischen Schaffens scheiden mußte, schrieb er in seinem „Abschied vom Wildkirchli“:

„Und käm' ich wieder auf die Welt,
Ich ließ' den ganzen Qualm
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Äscher auf die Alm.“

Auch dem höchsten Berge des Appenzellerlandes, dem Säntis (2504 Meter), statten wir einen Besuch ab. Wir genießen die großartige Aussicht und das prachtvolle Schauspiel des Sonnenuntergangs, und als wir am nächsten Morgen, nachdem wir im gastlichen Bergwirtshause geruht, in den glänzenden Strahlen der aufgehenden Sonne dem König des Alpsteines unseren Scheidegruß entbieten, gedenken wir der zugleich wehmuts- und hoffnungsvollen Abschiedsworte, die Ekkehard ihm zurief, als er wieder zu Tale steigen mußte:

„Fahr' wohl, du hoher Säntis, der treu um mich gewacht,
Fahr' wohl, du grüne Alpe, die mich gesund gemacht.
Hab' Dank für deine Spenden, du heil'ge Einsamkeit,
Vorbei der alte Kummer — vorbei das alte Leid.



Luftkurort Stoos.

Geläutert ward das Herze, und Blumen wuchsen drin;
Zu neuem Kampf gelustig steht nach der Welt mein Sinn.
Der Jüngling lag in Träumen, dann kam die dunkle Nacht;
In scharfer Luft der Berge ist jetzt der Mann erwacht.“

Munter steigen wir hinab nach Wildhaus, dem Geburtsorte Zwinglis (1484—1531), im industriereichen Toggenburg, dessen stattliche Dörfer eine große Auswahl angenehmer Sommerfrischen bieten. Weiter unten im Rheintal fahren wir von der Station Buchs aus nach den berühmten Bädern von Ragaz-Pfäfers und nach Chur, dem Ausgangspunkte für unsere Ausflüge im Bündnerland.

Eine Welt für sich ist dieser größte Kanton der Schweiz mit seinem weitverzweigten Gebirgsnetz und seinen 150 Alpentälern, in welchen alle Abstufungen vorkommen von der starren Region des ewigen Eises bis zu der unter südlichem Himmel üppig sich entfaltenden Natur. Und diese abwechslungsvolle Gebirgswelt ist dem Verkehr erschlossen durch vortreffliche Poststraßen und kühn angelegte Bergbahnen, und überall findet der Reisende gute Unterkunftsstätten in den zahlreichen Bädern, Sommerfrischen und Winterkurorten. Es würde Wochen beanspruchen, wenn wir alle sehenswerten Punkte „alt fry Rhätiens“ besuchen wollten; deshalb beschränken wir uns auf einige Hauptgegenden und benützen die eben erst vollendete, großartige Albulabahn.

Nachdem wir die altberühmte Via Mala bei Thusis bewundert haben, erreichen wir nach einer hochinteressanten Fahrt durch wildromantische Gebirgsgegenden und durch den beinahe 6 Kilometer langen Albulatunnel die vorläufige Endstation Samaden (1728 Meter) im Engadin, dem von mächtigen Bergketten eingefaßten Hochtal des Inns. Ein einstündiger Spaziergang bringt uns nach Pontresina (1803 Meter), das durch seine

herrliche, geschützte Lage und die große Nähe schattiger Wälder zu einem vielbesuchten Sommeraufenthalte und durch seine unvergleichlich großartige Umgebung zu einem Touristenstandorte von europäischer Berühmtheit geworden ist.

Um auch die übrigen Fremdenplätze des Oberengadins kennen zu lernen, wandern wir auf einem idyllischen Waldwege nach St. Moritz (1856 Meter), dem altberühmten Kurorte, der in neuerer Zeit auch von Freunden des Wintersports immer mehr besucht wird. Eine angenehme Wagenfahrt an drei Seen entlang bringt uns zu dem großartigen Hotel Kursaal-Maloja und zu der nahen Paßhöhe, wo sich uns ein reizender Blick auf das nach Chiavenna hinunterführende Bergellertal bietet.

Groß ist die Verlockung, unsere Reise jetzt schon bis an die oberitalienischen Seen auszudehnen; jedoch verschieben wir diesen Genuß auf eine spätere Zeit und kehren zurück, noch unschlüssig, auf welchem Wege wir das Engadin wieder verlassen werden. Da wir vielleicht dem Übergang über den Julier (2287 Meter), über welchen schon die Römer eine Heerstraße angelegt hatten, den Vorzug geben werden, so machen wir halt in dem malerisch am Fuße des Passes gelegenen Dorfe Silvaplana (1816 Meter), wo wir in dem komfortabel eingerichteten Hotel zur Post Kriegsrat halten. Wir entscheiden uns für den Flüelapaß, um auch noch andere Teile Graubündens zu sehen.

Am nächsten Morgen fahren wir mit der musterhaft eingerichteten eidgenössischen Post durch das Ober- und Unterengadin an vielen Sommerfrischen vorbei nach Süs (1429 Meter), etwa 20 Kilometer oberhalb der berühmten Mineralbäder Schuls-Tarasp, um über den Flüela (2388 Meter) nach dem weltbekannten klimatischen

Höhenkurorte Davos (1560 Meter) zu gelangen. In dem von gewaltiger Hochgebirgsnatur umgebenen, früher ganz einsamen Bergtale ist in den letzten dreißig Jahren eine Fremdenstadt entstanden, die in ihren großartigen, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Sanatorien, Gasthöfen und Pensionen mehr als 3000 Gäste gleichzeitig beherbergen kann und nicht nur als Kurort für Leidende, sondern auch als Touristensammelplatz, Sommerfrische und Wintersportstation eine hervorragende Stelle einnimmt.

Von Davos führt uns die Rhätische Bahn über den vielbesuchten Luftkurort Klosters (1200 Meter) durch das an schönen Landschaftsbildern und Sommerfrischen reiche Prätigau hinunter nach Landquart, der Anschlußstation der Bundesbahnen. Bald gelangen wir an dem von gewaltigen Gebirgsstöcken eingeschlossenen Walensee entlang zu der Station Ziegelbrücke, von wo wir mit der Bahn durch das mit malerischen Schönheiten und alpinen Reizen ausgestattete Glarnerland bis zu der prächtig gelegenen und vorzüglich gehaltenen Kuranstalt Stachelberger Bad (664 Meter) fahren und alsdann über die von 1893 bis 1899 mit einem Kostenaufwand von über 4 Millionen Franken erbauten Klausenstraße, eine der schönsten Gebirgsstraßen, die Zentralschweiz erreichen könnten. Ungern verzichten wir auf diese schöne Reise und fahren weiter bis an den lieblichen Zürichsee, zweigen bei Pfäffikon links ab und langen nach einer aussichtsreichen Fahrt in dem berühmten, jährlich von etwa 200,000 Pilgern besuchten Wallfahrtsorte Einsiedeln (884 Meter) an.

Die Weiterfahrt ist anfangs etwas eintönig, wird aber immer interessanter, je näher wir dem vor uns liegenden Rigi kommen, dessen Fuß wir in Arth-Goldau erreichen. Natürlich versäumen wir nicht, diesen



Die Hotels Bürgenstock.

weltberühmten Aussichtsberg (1800 Meter) zu besteigen, auf den zwei Zahnradbahnen führen und der in 14 über den Gebirgsstock verstreuten Gasthöfen, darunter solchen ersten Ranges, gleichzeitig etwa 2000 Gästen zum Übernachten Unterkunft bietet. Nach längerem Aufenthalt auf Rigi-First und Rigi-Kulm steigen wir nach Vitznau hinunter und genießen eine wundervolle Fahrt auf dem Vierwaldstättersee bis Flüelen und zurück nach Brunnen, von wo wir an den großartigen Hotels Axenfels und Axenstein vorbei nach dem hochgelegenen, von Wald umrahmten Luftkurorte Stoos (1293 Meter) hinaufwandern.

Unter den abwechslungsreichen Spaziergängen und Bergbesteigungen, die von hier aus unternommen werden können, ist diejenige des Fronalpstocks (1919 Meter) besonders lohnend, der dem Rütli, der Wiege schweizerischer Volksfreiheit, und dem von den Urkantonen dem Sänger Tells geweihten Mythenstein gerade gegenüberliegt. Die zaubervolle Rundschau von diesem Berge erhält dadurch noch einen erhöhten Reiz, daß er gleichsam eine hohe Warte mitten unter den geschichtlich denkwürdigen Stätten ist, welche den Schauplatz des Schillerschen Freiheitsdramas bilden.

Die nächsten Tage treffen uns am entgegengesetzten Ende des Sees, in der am Ausfluß der Reuß malerisch gelegenen Fremdenstadt Luzern, der Metropole der Touristenwelt, in welcher sich von Jahr zu Jahr 250,000 bis 300,000 Reisende einfinden, für deren Unterkunft mehr als 50 Hotels, darunter großartige Paläste, und zahlreiche Pensionen sorgen. Hier ist man mitten unter der vielsprachigen internationalen Reisewelt, die täglich wechselt und nach allen Himmelsrichtungen sich zerstreut, um die in überreicher Fülle gebotenen Naturschönheiten der Urkantone zu genießen.

Unser nächstes Ziel ist der zwischen Rigi und Pilatus liegende Bürgenstock (875 Meter), auf welchen wir von der Dampfschiffstation Kehrsiten aus mit der Drahtseilbahn gelangen. Dieser malerische, auf drei Seiten vom See umspülte Halbinselberg birgt in seiner Mitte ein reizendes, tief eingeschnittenes Alpentälchen, geschmückt mit Matten, Wäldern und Bauernhäusern. Sogar ein kleiner Bergsee ruht hier im dichten Waldrevier. Von Straßen und bequemen Fußwegen durchzogen, gleichzeitig auch mit Ruhebänken gut versehen, bilden die großen Wäldermassen der Höhe zum Teil jenen wunderbar schönen, schattenvollen und abwechslungsreichen Waldpark der Bürgenstockkurhäuser, dessen poetischer Reiz in allen Zungen gepriesen wurde.

Ein Aufenthalt auf diesem Berg, inmitten einer majestätischen Alpennatur und angesichts des schönsten Sees der Welt gehört unstreitig zu den genußreichsten der Schweiz, zumal noch fünf weitere Seen und eine überaus malerische Hügellandschaft bis zu den fernen Höhen des Juragebirges das Auge des Schauenden entzücken. Mit diesen seltenen landschaftlichen Vorzügen vereinigen sich hier noch besonders günstige klimatische Verhältnisse, die zusammen dem Bürgenstock gleich nach seinem Entstehen als Kurort den Ruhm verliehen, das „Ideal eines Kurorts“ (Berlepsch) und zugleich „die Perle des Vierwaldstättersees“ (Tschudi) zu sein.

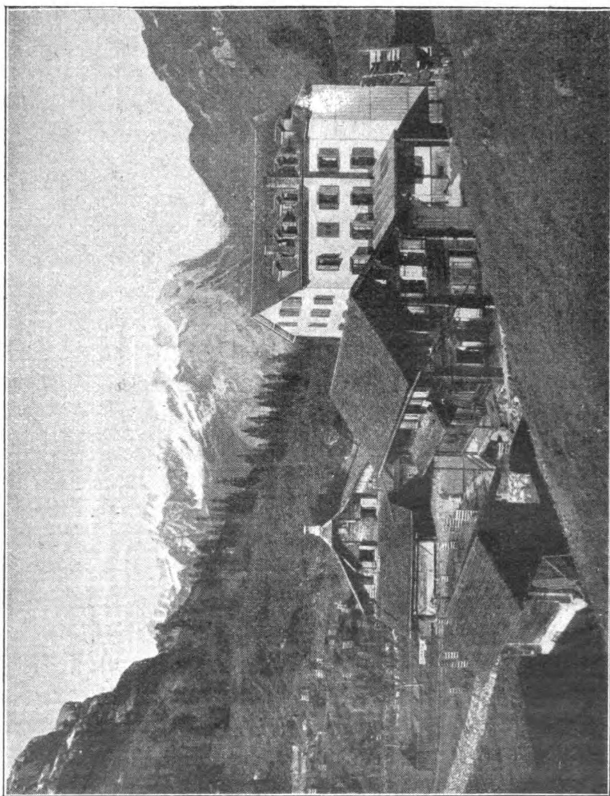
Die aus verschiedenen Bauperioden stammenden Kurhäuser, nämlich das Bahnrestaurant, das Parkhotel, das Grand Hotel und das 1901/02 erbaute Palace Hotel mit Raum für 600 Sommergäste, haben sich im Hinblick auf ihre unvergleichlich schöne Lage nach und nach zur bedeutendsten Berghotelgruppe des Vierwaldstättersees erhoben. Zur Charakterisierung eines Hotels ersten Ranges möge hier eine kurze Beschreibung des

zuletzt genannten Kurhauses folgen: „Den höchsten Anforderungen der Neuzeit in jeder Beziehung entsprechend und allen Wünschen nachgebend, wurde in den Jahren 1901 und 1902 an ausgewählter Stelle noch das prächtige Palace Hotel erbaut, das sowohl durch seine alles überbietende, einzig schöne Lage, wie auch durch seine großartigen Einrichtungen und seinen höchsten Komfort ein Palast im wahren Sinne des Wortes ist, wie ihn kein anderer Höhenkurort am Vierwaldstättersee bietet. Im Anschluß an eine riesige, 430 Meter direkt über dem See sich erstreckende Wandel- und Aussichtsterrasse, welche bequem Raum für Hunderte von Personen bietet, erhebt sich der imposante, in modernem Stile gehaltene und mit Balkonen reich ausgestattete Riesenbau, der aus mehr als 200 Fenster die berückendsten Ausblicke nach allen Seiten gewährt. Die abgeschlossenen Familienwohnungen mit Badezimmer und Toilette mögen hier besonders hervorgehoben sein, ebenso die prächtigen öffentlichen Säle, worunter eine sehr geräumige Vorhalle, ein großer Konzertsaal, ein hochfeines Restaurant und ein Bar Room. Dampfheizung in allen Räumen, splendide elektrische Beleuchtung, zwei Aufzüge, sanitäre Einrichtungen nach den besten und bewährtesten Methoden, so daß hier alles den höchsten Ansprüchen genügen kann."

Besonders erwähnenswert ist noch der im Jahre 1903 an den nördlichen, jäh in den See abfallenden Abhängen des Bürgenberges erstellte Felsenweg, sowie der am Ende desselben angebrachte Personenaufzug, welcher die Besucher auf den noch 165 Meter höheren Gipfel des Bürgenstocks (1134 Meter) befördert.

Die Eigentümerin dieser Kurhäuser, die zu den großen Schweizer Hotelierdynastien gehörige Familie Bucher-Durrer, besitzt außerdem das Hotel Stanserhorn

(1900 Meter) mit großartigem Hochgebirgspanorama, sowie das Grand Hotel de l'Europe in Luzern, das Hotel Euler in Basel, das Grand Hotel in Lugano,



Kurhaus Engstlenalp.

das Palace Hotel in Mailand, das Grand Hotel de la Méditerranée in Pegli bei Genua und das Grand Hotel du Quirinal in Rom.

Bevor wir unsere Schritte nach dem Berner Oberlande lenken, machen wir noch einen Abstecher nach dem

viel besuchten Luftkurort Engelberg (1019 Meter), der jetzt mit der neuen elektrischen Bahn von Stansstad aus bequem erreicht werden kann. Die ihn umgebende Hochgebirgswelt wirkt so mächtig auf uns, daß wir beschließen, von hier aus zu Fuß nach Meiringen zu wandern; doch nur ein Teil unserer Gesellschaft ist hierzu bereit; die übrigen ziehen die Bahnfahrt vor, und so trennen wir uns mit dem Scheidegruß: „Auf Wiedersehen in Meiringen!“

Rüstig schreiten wir am nächsten Morgen die steile Pfaffenwand (1790 Meter) hinan, genießen dort im Hotel Heß die prächtige Aussicht auf das Engelberger Tal und den nahen Titlis (3239 Meter) mit seinen Gletschern und Firnfeldern und wandern dann weiter am Trübsee vorbei über den Jochpaß (2208 Meter) zur schönen Engstlenalp, wo das in großartiger Alpenlandschaft gelegene Kurhaus (1839 Meter) uns gastlich aufnimmt. Ebenso entzückend wie die schöne Lage ist die freie Aussicht auf die umliegende Gebirgs- und Gletscherwelt des Berner Oberlandes und der Titliskette. „Die Engstlenalp,“ sagt Doktor Gsell-Fels, „ist nicht nur eine der aussichtsschönsten der Schweiz, sondern auch an sich der wahre Begriff einer Schweizeralpe mit blumenbesäten Matten, kräftigen Tannen, ehrwürdigen Arven, schmucken Alpenpflanzen, kaskadenreichen Bergbächen, trefflichem Quellwasser, vorzüglicher Milch, einem nahen, sehr schönen See, dessen Temperatur an warmen Tagen bis 15 Grad Celsius steigt, wo also Bäder genommen werden können. Das Kurhaus ist durch Bergwände vor den kalten Nordwinden geschützt und steht nur dem Lauf der Engstlen entlang den Südwestwinden offen. Die Alp liegt in gleicher Höhe mit St. Moritz und mit dem Grimselhospiz und hat durch die Konfiguration der Berge ein relativ gemäßigtes und während der Spazierzeit ein ziemlich gleichmäßiges Klima.“

Auf unserer Wanderung am folgenden Tage im Haslitale angelangt, betreten wir, eine gute Stunde vor Meiringen von der Landstraße abbiegend, die wilde, von himmelhohen Felsen eingefaßte, durch eine Eisengalerie zugänglich gemachte Aareschlucht, die Hauptsehenswürdigkeit der Gegend. Bald nach unserer An-



Kurhaus Lungern.

kunft in Meiringen treffen mit der Brünigbahn auch unsere Mitreisenden ein, die uns in Kürze ihre Erlebnisse schildern.

Sie waren auf der Rückfahrt früh genug wieder am Vierwaldstättersee angekommen, um noch bei Tage von Alpnachstad aus die Zahnradbahn auf den Pilatus (2123 Meter) zu benützen, hatten dort außer der großartigen Aussicht einen prächtigen Sonnenuntergang und

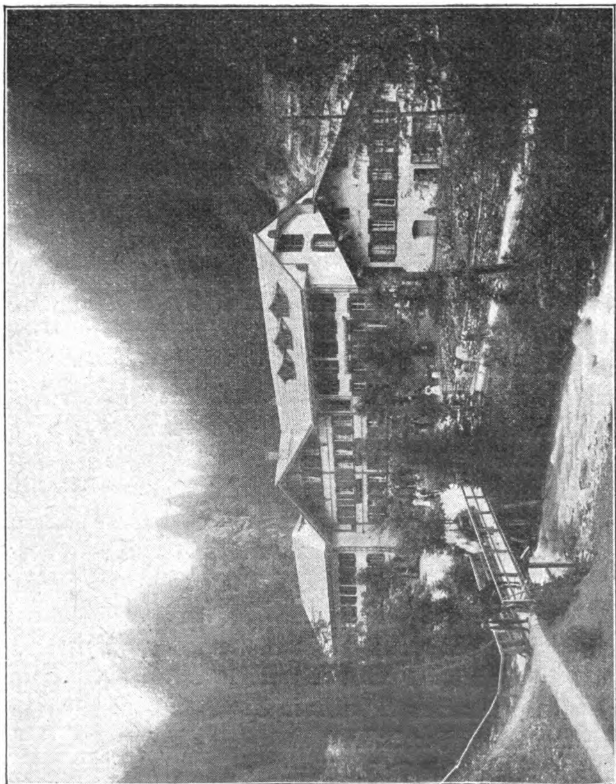
-aufgang bewundert und waren dann durch das liebliche Unterwaldnerland bis Lungern (757 Meter) gefahren, wo sie in dem schön gelegenen Kurhaus einen kurzen Aufenthalt zu machen beschlossen.

Lungern erfreut sich als klimatischer Kur- und Erholungsort seit Jahrzehnten des besten Rufes und zeichnet sich aus durch herrliche, geschützte Lage, reizende Landschaft, große Tannenwaldungen, zahlreiche Spazierwege, einen fischreichen See und namentlich durch reine, staubfreie und ozonreiche Luft. Nirgends findet das Auge des Wanderers ein ländliches Idyll von solcher Schönheit und Mannigfaltigkeit. Die Lieblichkeit der Voralpen hat sich hier mit der Erhabenheit des Hochgebirges und der Gletscherwelt vermählt. Das Kurhaus befindet sich in schöner, freier Lage oberhalb des Dorfes inmitten parkähnlicher Gartenanlagen und entspricht in Einrichtung und Ausstattung allen Anforderungen der Gegenwart.

Unsere Mitreisenden wanderten am nächsten Morgen durch schöne Wälder bis zur Paßhöhe des Brünigs (1004 Meter) hinauf, erfreuten sich dort der prächtigen Aussicht auf das Berner Oberland und langten bald nach uns in Meiringen an, wo die ganze Gesellschaft sich wieder vereinigte.

Auf der Weiterreise führt uns zunächst die elektrische Drahtseilbahn zum oberen Reichenbachfall, der in gewaltigem Sturz sich in einen tiefen Felsenkessel ergießt; alsdann wandern wir auf aussichtsreichem Wege angesichts der im Glanze der Morgensonne strahlenden Schneegipfel der Well- und Wetterhörner gemütlich weiter durch das hochromantische Alpental des Reichenbachs bis zum Rosenlauibad (1340 Meter), das in einem lieblichen tannenbewachsenen Alpengelände am Fuße des Wellhorns liegt. Rosenlaui ist ein günstiger Aus-

gangspunkt für kleinere und größere Ausflüge und Bergbesteigungen; für uns aber kommt diesmal nur der Besuch der Gletscherschlucht in Betracht. Sie ist



Kurhaus Rosenlaui.

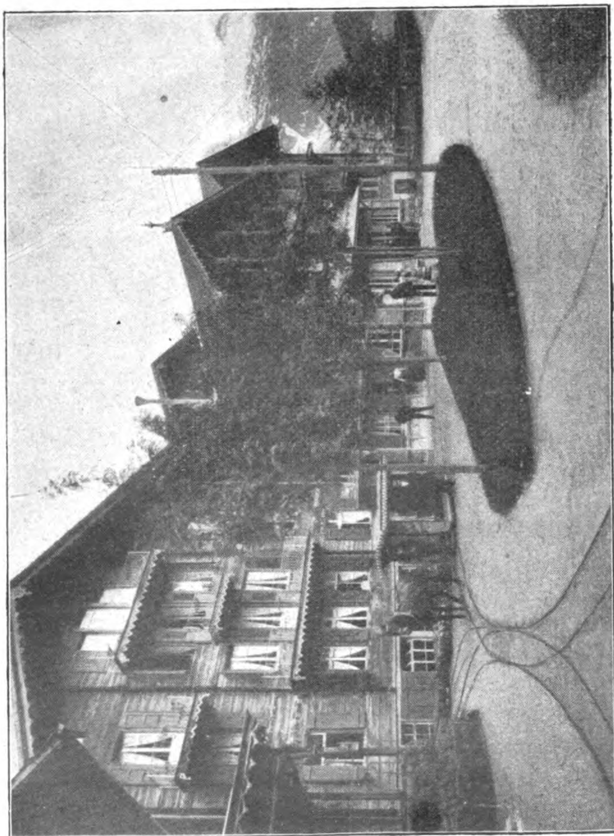
ein Naturwunder allerersten Ranges. Ihr reichgegliederter Aufbau, ihre düstere Wildheit und Zerrissenheit übertreffen alle anderen derartigen Naturwunder. Sie weist nicht weniger als 9 Wasserfälle des sie in einer Tiefe von etwa 100 Meter durchtosenden Weißenbaches

auf. Die phantastischen und großartigen Gesteinformationen rufen im Wanderer staunende Bewunderung hervor. Vom 15 Minuten entfernten Kurhaus führt ein neuer, bequem angelegter Weg zur Gletscherschlucht. Durch die ganze Schlucht ist dieser Weg als Halbgalerie in den Felsen gesprengt und nach außen durch solide Eisengeländer geschützt. In leicht überwindbarer Treppenanlage wird der obere Ausgang der Schlucht erreicht. Hier bietet sich dem Besucher ein großartiger Anblick. Über dem mächtigen Felsbette des letzten Wasserfalles erblickt er den weltberühmten Rosenlauigletscher, welcher vermittels des neu angelegten Weges auch dem ungeübten Bergsteiger leicht zugänglich gemacht worden ist.

Nach einem angenehmen Aufenthalt in dem komfortabel eingerichteten und gut geführten Kurhaus wandern wir weiter nach der Großen Scheidegg (1961 Meter) mit überraschender Aussicht auf das mattenreiche, von den Riesen der Berner Alpen überragte Tal von Grindelwald (1057 Meter), welches wir nach fünfstündigem Marsch erreichen. Dieses seit dem Brande vom 18. August 1892 fast ganz neu gebaute Dorf mit seinen zahlreichen Gasthöfen ist ein ausgezeichneter Standort für Bergsteiger und wird wegen seiner geschützten Lage auch als Sommerluftkurort und Wintersportstation sehr häufig besucht. Wir begnügen uns mit dem Besuch des Grindelwaldgletschers und der in denselben gehauenen kristallenen Eisgrotte und vertrauen uns dann den Bergbahnen an.

Lustig geht die Fahrt hinauf zur Kleinen Scheidegg (2064 Meter), dann wird ein Abstecher auf der seit 1897 im Bau begriffenen, überaus kühnen Jungfraubahn gemacht, worauf wir auf der Wengernalp (1878 Meter) den überwältigenden Anblick der gegenüber sich auftürmenden Jungfrau (4166 Meter) unter dem Donner

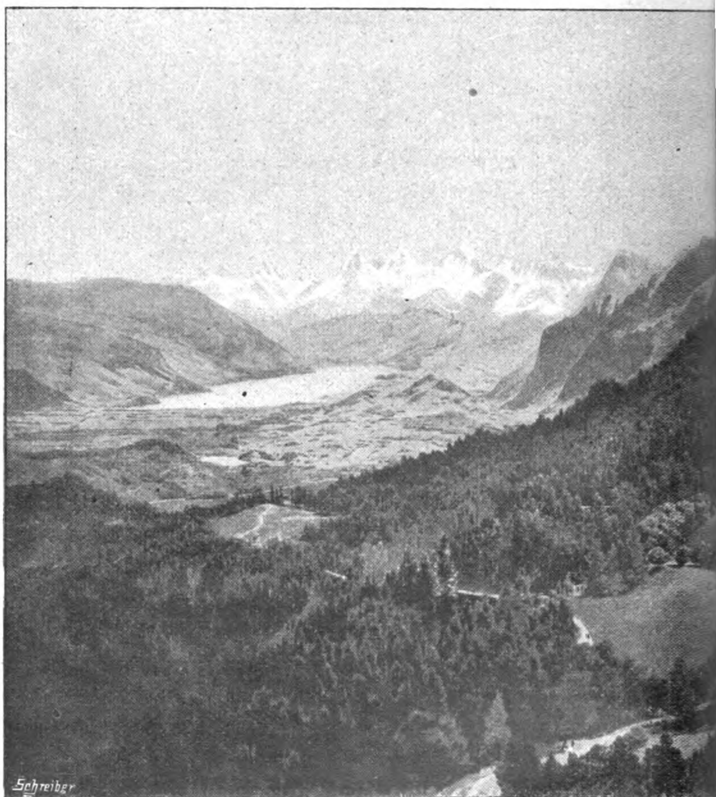
der Lawinen genießen. Nach einer Talfahrt von 1267 Meter Höhenunterschied erreichen wir Lauterbrunnen



Grand Hotel und Kurhaus Mürren.

(797 Meter) mit dem berühmten Staubbachfall und steigen sofort an der gegenüberliegenden Bergwand wieder hinauf mit der Drahtseilbahn und der elektrischen Bahn nach Mürren (1642 Meter), wo wir uns im

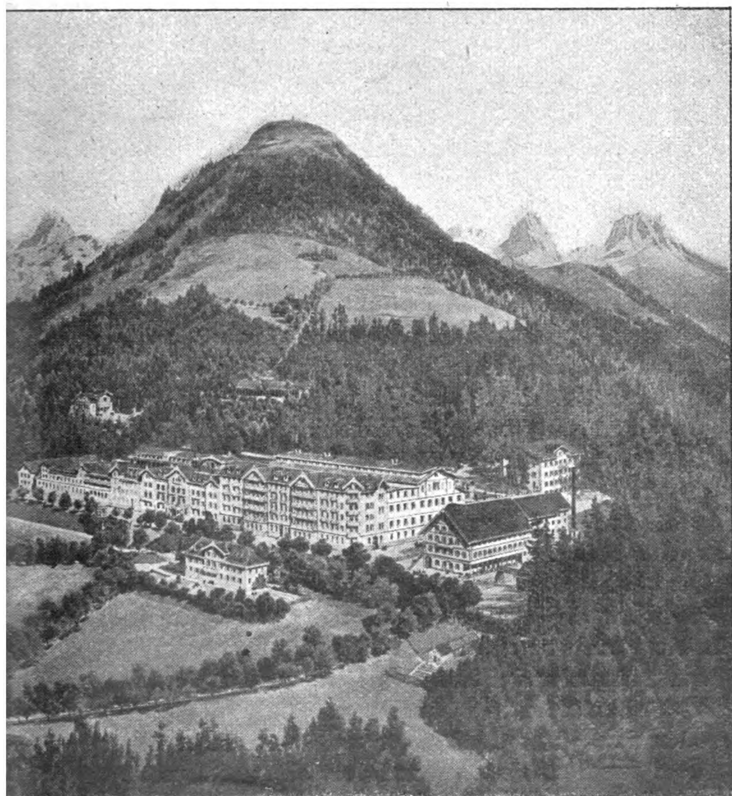
Grand Hotel und Kurhaus einige wohlverdiente Ruhetage gönnen.



Bad Gurn

Auf der Fahrt dahin und in Mürren selbst entfaltet sich eine unaussprechlich großartige Aussicht auf eine erhabene Gebirgs- und Gletscherwelt, die bei jeder Änderung des Gesichtspunktes wieder neue, überraschende

Schönheiten enthüllt. „Das sich vom Plateau von Mürren in aller Großartigkeit und Pracht darstellende



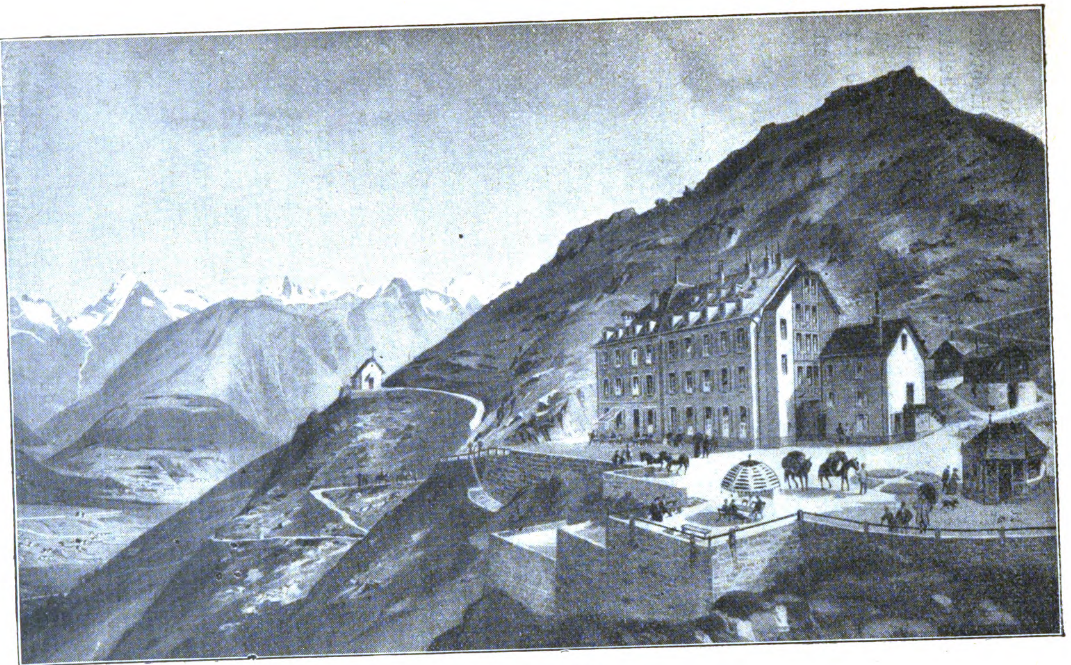
l bei Bern.

Gebirgspanorama," sagt ein Bewunderer dieses Glanzpunktes des Berner Oberlandes, „die erregende, stärkende Berg- und Gletscherluft und das vortreffliche Kuretablissement ersten Ranges haben Mürren längst zum

Lieblingsrendezvous aller Nationen und zu einem der bedeutendsten Luftkurorte der Schweiz gemacht. Halten wir jetzt von diesem gottbegnadeten Punkte aus Rundschau und suchen wir uns in der uns umgebenden Gebirgswelt recht gründlich zu orientieren, da wir doch wochenlang in ihr leben wollen und gerne nähere Bekanntschaft mit den Eiskolossen ringsum machen möchten. Wir lernen sie bald genau kennen und recht lieb gewinnen, so lieb, daß sie den Abschied gewaltig schwer machen und uns mit unlöslich scheinenden Banden halten wollen. Geschieden muß sein, wir kommen aber wieder, ihr lieben, treuen, unvergeßlichen Gefährten von Mürren. Wer könnte eurem und Mürrens Zauberbanne widerstehen? Wir kommen wieder und zwar in Begleitung unserer Freunde, damit auch sie des Genusses an Mürrens Schönheit teilhaftig werden."

Um auch die Walliser Alpen kennen zu lernen, führt uns nun unser Weg zunächst zu dem mitten in einem großen Naturpark gelegenen Gurnigelbad (1155 Meter) im Kanton Bern, einer der ältesten und größten Kuranstalten der Schweiz. Das nach dem Brande des alten Hotels in Angriff genommene neue großartige Etablissement ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Unsere Abbildung auf S. 184/185 führt seine herrliche Lage, die großartige Aussicht, die man dort genießt, dem Beschauer deutlich vor Augen.

Über den Gemmipaß führt uns dann unser Weg wieder zurück und nach Interlaken, diesem internationalen Brennpunkt des Reiselebens in der Schweiz mit seinen großartigen Hotelpalästen. Nun folgt eine genußreiche Dampfschiffahrt auf dem Thunersee bis Spiez und eine abwechslungsvolle Bahnfahrt bis Frutigen. Hier beginnt eine lohnende Wanderung über Kandersteg (1169 Meter) nach dem schon im frühen Mittelalter be-



Hotel Jungfrau, Eggishorn.

kannten Bad Leuk (1411 Meter) mit seinen Familien- und Gesellschaftsbädern, in denen die Badenden mehrere Stunden täglich zuzubringen pflegen. Von dem weiter unten im Rhonetal liegenden Bahnhof Leuk bringt uns die Bahn über Visp nach Zermatt (1620 Meter), jenem am Fuße des Matterhorns in großartiger Umgebung gelegenen Wallfahrtsort aller Hochtouristen. Von den verschiedenen Ausflügen, die wir von dort aus machen, gebührt der mit der Zahnradbahn ausgeführten Besteigung des Gornergrats (Bahnhof 3019 Meter, Gipfel 3136 Meter) die Krone, denn auf diesem Felsenkamm bietet sich dem Beschauer eine einzigartige Rundsicht von überwältigender Großartigkeit.

Mit diesem Eindruck scheiden wir aus der hochalpinen Zauberwelt Zermatts und kehren zurück in das Rhonetal nach Visp und Brig, dem Ausgangspunkt der Simplonstraße und der im Bau begriffenen Simplonbahn.

Trotz der Überfülle von Naturschönheiten, die wir innerhalb weniger Wochen genossen haben, wollen wir zum Abschluß unserer Reise doch noch einen berühmten Aussichtsberg besteigen, das Eggishorn. Eine kurze Wagenfahrt bringt uns nach Fiesch, von wo wir in drei Stunden hinaufwandern zu dem aussichtsreichen Hotel Jungfrau (2200 Meter). Von hier aus gelangen wir in zwei Stunden auf das Eggishorn (2934 Meter) mit prachtvoller Rundsicht auf die Berner und Walliser Alpen und namentlich auf den von den Firnfeldern der Jungfrau herabkommenden, 20 Kilometer langen und 2 Kilometer breiten Aletschgletscher, den größten der Alpen.

Dieser bietet uns Gelegenheit zu einer hochinteressanten, einen ganzen Tag beanspruchenden Gletscherwanderung an dem oft schwimmende Eisblöcke tragenden

Märjelensee (2367 Meter) vorbei bis zum Konkordiaplatz inmitten der Eiswelt an der Südseite der Jungfrau, wo man in der Konkordiahütte des Schweizer Alpenklubs Unterkunft findet.

Hochbefriedigt treten wir am nächsten Morgen die Heimreise an, die uns noch durch eine lange Reihe hervorragender Gebirgslandschaften führt. Wir fahren das ganze Rhonetal aufwärts bis nach Gletsch (1761 Meter) am Ende des Rhonegletschers, wo die Grimselstraße einmündet, dann hinauf zur Paßhöhe der Furka (2436 Meter) und werfen unterwegs staunende Blicke in die tief unter uns gähnenden, dunkelblau schimmernden Spalten und die in wunderbaren Formen aufragenden Eismassen des zerklüfteten Gletschers.

Auf der Paßhöhe nehmen wir Abschied von den Walliser und Berner Alpen, dann, nach kurzer Rast im Hotel Furka, geht die Fahrt hinunter über Realp und Andermatt nach Göschenen an der Gotthardbahn. Am Vierwaldstätter-, Zuger- und Zürichsee und nachher am majestätischen Rheinfall vorbei bringt uns der Mailand-Berliner Schnellzug wieder in unsere Heimat zurück, wo wir wohlbehalten und in dem erhebenden Bewußtsein ankommen, daß wir in verhältnismäßig kurzer Zeit und auf ganz angenehme und bequeme Weise einige der großartigsten Naturschönheiten nicht nur der schweizerischen, sondern der gesamten Alpenwelt schauen und bewundern durften.





Eine Urweltphantasie.

Skizze von Adolf Ott.



Brausend und zischend rollen die Wogen des Ozeans heran und donnern als schäumende Brandung an das felsenzerklüftete Ufer.

Tang treiben sie an, Tiere der Tiefe, entwurzelte Bäume und losgerissenes Strauchwerk. Auch noch viel anderes mehr.

Sich kräuselnd rinnen die Wellen zurück, als wenn sie sich ekeln würden vor dem zu Wällen gehäuften Unrat. Aber zwischen den Felsen, auf diesen angeschwemmten Haufen, regt es sich von Geschöpfen, die mit der Gierde des Hungers alles, was das Meer an Genießbarem auswirft, suchen und, wo und wie sie es finden, verschlingen.

Sind es Tiere, diese sonderbaren Gestalten, von deren Köpfen ein Haarmantel bis unter die Lenden fällt?

Nein, es sind Menschen, die Ureltern der Völker, die heute die Erde bedecken.

Tierisch ist noch der Ausdruck der Gesichter, aber in ihren Augen glimmt bereits der Funke jenes Geistes, der sie befähigt, sich zu Herren der Erde zu machen.

Rauh klingt die Sprache. Sie unterscheiden die

Dinge nur, insoweit sie für sie wertvoll oder gefährlich sind. Hunger, Kälte, Furcht und Freude sind ihre einzigen Begriffe. Die Gefährtin erzwingt und verteidigt der Mannesmut.

Aber was nützt ihnen ihre persönliche Kraft im offenen Kampfe gegenüber jener ihrer tödlichsten Feinde, der gewaltigen Tiere, die mit ihnen die Erde bewohnen? Nichts. Sie sind die Schwächeren; rettungslos würden sie vertilgt werden, wenn nicht ihr Gehirn begänne, verschlagene, listige Gedanken zu gebären, die ihnen die Oberhand schaffen werden.

— — — — — — — — — — — —

Stundenlang sucht dort am Meeresstrand das Häuflein der hungrigen Menschen nach kärglicher Nahrung; gierig verschlingen sie jedes Gewürm, noch zuckend und sich windend, wenn die scharfen Zähne es zerbeißen. Dabei achten sie nicht, daß phosphoreszierender Schein über die schaumgekrönten Wellen hintanzt, daß die Wogen sich wilder erheben, daß, von Nordwesten kommend, schwarzgraue Wolkenmassen emporsteigen, an deren Rändern blendende Blitze zucken.

Erst der rollende Donner, ein heulender Windstoß, der die Wellen zu Schaum peitscht und das Meer zu einem ungeheuren, brodelnden, überkochenden Kessel macht, treibt das Häuflein der Menschen unter den Zeichen des furchtbarsten Entsetzens in die Flucht.

In einer Höhle unweit des Ufers drängen sie sich zusammen und zittern und beben bei jedem Blitzleuchten und jedem Donnergeroll. Denn es gibt nichts, was sie mehr fürchten als dieses vom Himmel fallende Feuer, das Menschen und Tiere wahllos zerschlägt und die stolzesten Bäume zersplittert.

Aber trotz Furcht und Entsetzen finden sie Zeit, einem der Ihren den schützenden Platz in der Höhle

zu weigern. Ihr Haß liegt auf ihm, weil er schlauer und listiger ist als sie alle; aber dazu ist er ein Schwächling, den die Weiber verachten und den die Halbwüchsigen werfen im ersten Anlauf.

Murrend und trotzig legt sich der Mann hinter einen, ihn nur schlecht schützenden Stein am Höhlenausgang.

Trotz ist es, wenn er seine Furcht niederzwingt und nach und nach wagt, seinen Kopf zu erheben, um hinauszusehen in den Aufruhr der Elemente. Auch er verachtet seine Gefährten, weil sie sich nicht getrauen, die Augen offen zu halten und, zu einem Klumpen gedrängt, in dumpfer Furcht stöhnen und wimmern.

Viele hundert Male hat er das gleiche erlebt. Blitz und Donner hatten ihn ebenso mit Entsetzen erfüllt wie jetzt die anderen. Was ist heute über ihn gekommen, daß er nicht auch bebt und sich fürchtet?

Wie ein atemhemmendes Staunen verspürt er es, wie eine ihn niederdrückende Ehrfurcht vor den sich streitenden gewaltigen Naturkräften.

Ein betäubender, furchtbarer Donnerschlag, die Luft ist zu gleißendem Feuer geworden — die sengende Helle hat ihn auf Minuten mit Blindheit geschlagen — wie im Schmerz schreit er auf!

Keine zweihundert Schritte von ihm brennt mit lodernder Flamme ein harzreicher Baum.

Kalter Angstschweiß perlt dem Manne über die Stirne. Wie Fieberfrost durchschüttelt es ihn. Als er sich aber wieder gefaßt hat, zwingt er den Blick mit gewaltigem Wollen, sich auf das aus den Wolken gefallene Feuer zu richten, dem mächtigsten Schrecken der Menschen und Tiere, vor dem sie gewohnt sind, in wildester Flucht zu entweichen.

Nun muß sie kommen, die unabwendbare Vernich-

tung! So beugt er das zottige Haupt und erwartet den Tod.

Aber nichts geschieht ihm, nur das Rauschen und Prasseln der Flammen wird stärker. Erstaunt blickt er auf. Das Feuer will nichts von ihm, es läßt sich am Baume genügen.

Neugierig beginnt er zu verfolgen, wie es Ast um Ast ergreift, wie der Sturmwind Garben von Funken davonweht, wie das Holz splittert und glüht.

Und nun zieht es ihn unwiderstehlich näher zum brennenden Baum. Das Mächtige, Große, das er schaut, beginnt seine Sinne zu verwirren. Wenn es sein Tod ist: näher will er kommen.

So schiebt er sich weiter, Schritt um Schritt und mit wachsender Gier, an das wunderbare Geheimnis heran.

Plötzlich hält er erschreckt. Der wechselnde Wind hat mit warmer Welle seinen vor Frost und Erregung bebenden Leib überflutet. Aber er merkt, daß der belebende Hauch von dem brennenden Baum kommt, und lodernd schlägt auch in ihm eine Freudenflamme auf. Frost und Hunger — was ist für den Menschen der gefährlichere, unbarmherzigere Feind?

Der Gedanke bringt ihm den Mut zurück. Er strebt weiter im wachsenden, wohligen Gefühl der belebenden Wärme.

Fast wird es ihm jetzt zu viel. Er setzt sich, vertraut geworden, und wendet kein Auge vom brennenden Baum.

Wie lange das dauerte, dafür fehlt ihm Maß und Begriff, aber er merkt, daß die Flamme langsam den Baum verzehrt hat, daß die ihm gespendete Wärme abnimmt.

Das bekümmert ihn, denn Wärme ist für ihn so viel als Glück.

Noch einmal erhebt sich der Sturm zu einem wütenden Stoß, und in seinem Anprall stürzt er den brennenden Baum.

Myriaden von Funken durchschwirren die Luft. Äste und Stamm splittern. Weithin qualmt der wirbelnde Rauch, vom Winde zu Boden gedrückt wie eine ungeheure, sich windende Schlange.

Wie selbst vom Sturme gefällt, war der Mann bei diesem Ereignis zu Boden gestürzt. Lange lag er, vom Entsetzen durchschüttelt, bis er es endlich wagte, den Kopf zu erheben und um sich zu blicken.

Was sah er?

Keine drei Schritte von ihm lag ein starker brennender Ast, der in hüpfend wechselnder Flamme sich langsam verzehrte. Der Mann richtet sich auf, kommt näher. Eine unbesiegbare Neugierde zwingt ihn, mit der Hand nach den hüpfenden Flammen zu greifen.

Im Schmerz aufheulend, reißt er sie rasch zurück und will flüchten. Aber er besinnt sich und versteht, daß das Feuer zwar erwärmt, doch sich nicht mit den Händen greifen läßt.

Nun gilt wieder seine ganze Aufmerksamkeit dem brennenden Aste, neben dem ein anderes Holzstück nach und nach ins Glimmen und Glühen gerät.

Gleichsam im kindlichen Spiel schiebt er mit einem Stein das verkohlende Stück ganz an den brennenden Ast.

Da sieht er erstaunt, wie die Flamme, als hätte sie Leben, von dem Ast auf das Holz überspringt und dieses in hellem Feuer aufleuchtet.

Das hat ihn gefreut und gereizt, es auch mit anderen Splittern, wie solche so viele umherlagen, zu versuchen. Und siehe! Der Brand vergrößert sich, er hat es in der Hand, ihm Nahrung zu geben, oder ihn Hunger sterben zu lassen.

Je höher und mehr der Flammen, desto größere Wärme strahlen sie aus.

Schwere, unklare Gedanken durchschwirren des Mannes Gehirn. Von allem hat er nur das eine begriffen: wer Feuer hat, braucht nicht zu frieren!

Das will er ihnen sagen, den Feigen, den Mutlosen, die bis jetzt in zitternder Furcht die Flammen geflohen hatten, wenn sie, wie hier, aus den Wolken gefallen waren.

In mächtigen Sprüngen eilt er zurück, in überstürzenden Worte schrie er ihnen das ungeheure Neue zu. Mitkommen sollten sie, selbst sollten sie sehen.

Aber schlecht wird er empfangen. Eine seiner Tücken sei das, um sie ins Verderben zu bringen, wird ihm entgegengeschrieen, fast erschlagen hätten sie ihn, wenn er nicht in rascher Flucht sich gerettet hätte.

Zornig, aber nicht mutlos kehrt der Mann zum Feuer zurück, das bereits sich zu verzehren begann.

Da ergreift ihn ein plötzlicher Schreck: die Flamme hungert, sie will sterben! Sie darf es nicht! In seiner Gewalt ist's ja, sie lebendig zu halten.

In fiebernder Hast sucht er Äste und Holzstücke zusammen.

Mit vollen Armen wirft er sie auf den fast erloschenen Brand. Schon sieht er nichts mehr als schwarzen, ihm in die Augen beißenden Rauch. Einige Minuten atemloser Erwartung — da züngelt es wieder glänzend empor, und bald steht der Holzstoß prasselnd in leuchtenden Flammen.

Schwer atmet der Mann, kauert sich nieder und läßt sich von der wohligen Wärme umschmeicheln. So sitzt er träumend und staunend und nimmt nicht wahr, daß ein junges Weib, furchtsam und zagend, hinter ihm herangeschlichen ist.

———

Erst als sie angstvoll seine Schulter berührt, sieht er sich um, und ein Lächeln leuchtet über sein wildes Gesicht, denn er hat sie erkannt. Ist es ja die, die er am liebsten hat von allen den Weibern der Horde. Aber auch sie hat ihn immer zurückgescheucht, war sie doch stärker als er, der schwächliche, von den anderen verachtete Mann.

Wie ihn das freut, daß er mit ihr nun von „seinem" Feuer sprechen kann! Eifrig lehrt er sie seine neugewonnene Weisheit.

Dabei faßten sie sich an den Händen und lachten sich an. Fröhlich liefen sie um die lodernde Flamme.

Trotzdem dauerte es lang, bis sie so viel Mut gewann, halbverbrannte Holzstücke mit einem Stein in die Glut zurückzuschieben und frische Nahrung dem funkenstiebenden Feuer zu geben.

Auch den schwarzen Rauch fürchtete sie, wenn sie von dessen qualmenden Schwaden auf Augenblicke eingehüllt wurde.

Er lächelte überlegen, und so blieb sie und freute sich mit ihm der wohltuenden Wärme.

— — — — — — — — — — — —

Staunend und angstvoll sah den zweien das andere Volk zu. Jeden Augenblick erwarteten sie deren Vernichtung.

Als es nicht dazu kam, wuchs in ihnen eine unbesiegbare Neugierde empor. Eines nach dem anderen schlich näher Als sie endlich die belebende Wärme verspürten, kannte ihr wildes Entzücken keine Grenze. Gellende, jauchzende Freudenlaute ausstoßend, umsprangen sie im rasenden Tanze das Feuer

Immer näher wagten sie sich heran. Schmerzensgeschrei erschallte von denen, die sich verbrannten; aber das verklang und wurde verlacht im wahnsinnartigen Taumel des Freuens.

Ganz vergaß man, dem Feuer Nahrung zu geben, ja es würde gänzlich verlöscht sein, wenn nicht das junge Weib sich auf einen noch brennenden Ast gestürzt, diesen mit zwei Steinen gepackt hätte und, so schnell sie es vermochte, damit nach der Höhle geeilt wäre.

Einzig der schwächliche Mann hatte ihr sorgliches Tun beobachtet, schnell entschlossen Holz aufgerafft und war ihr nachgerannt.

Im Hintergrunde der Höhle, dort, wo ein Spalt den Fels nach oben teilte, lag ein Haufen von Steinschutt. Auf diesen legte das Weib den Feuerbrand, und der Mann nährte ihn mit den gebrachten Holzstücken.

Bald schlägt hellodernd die Flamme empor, ringelnd sucht der Rauch seinen Weg durch den Felsspalt.

— — — — — — — — — — — —

Dieses ersten Feuers Schein beendete die kalte, trübe Nacht, in welcher die kindliche Menschheit bis daher geträumt und geseufzt hatte.

Der Tag war heraufgestiegen, an welchem ihr ganzes späteres Werden geboren wurde.

Sie hatte jetzt einen Herd, ein Heim. Das Weib war die Hüterin des heiligen Feuers geworden.



Japanische Kriegsbilder.

Militärische Skizze von Rud. Hendrichs.



Mit 6 Illustrationen nach japanischen Originalen.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan, über dessen Vorgeschichte und dessen Beginn wir unsere Leser in Band 9 zu unterrichten suchten, entwickelt sich langsamer, als es nach den ersten heftigen Vorstößen der Japaner gegen Port Arthur erwartet werden mochte. Wer aber die Besonderheiten dieses Feldzuges in Betracht zieht und sich vor allem die ungeheuren Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die Rußland mit Rücksicht auf die gewaltige Entfernung zu überwinden hat, um seine Landarmee auf die zur Lieferung entscheidender Schlachten erforderliche Stärke zu bringen, den wird dieser langsame Fortgang ebensowenig wundernehmen, als ihn die Tatsache in Erstaunen setzen kann, daß das Kriegsglück sich bisher fast ausschließlich den Japanern zugeneigt hat.

Man darf eben nicht vergessen, daß der plötzliche Abbruch der in Petersburg geführten Unterhandlungen und der ihm auf dem Fuße folgende Beginn der Feindseligkeiten gewissermaßen eine Überrumpelung Rußlands

darstellen, die den größeren Vorteil für den Anfang naturgemäß auf die Seite der mit ihrer gesamten Macht dem Kriegsschauplatz ungleich näheren Japaner bringen mußte.

Wohl waren es schwere Unglücksfälle, die Rußland durch den Verlust so manches Kriegsschiffes und durch die blutige Niederlage am Jalu, dem Grenzflusse zwischen Korea und der südlichen Mandschurei, erlitten hat, aber es wäre sehr voreilig, aus diesen Ereignissen schon jetzt irgendwelche Schlüsse auf den



Während der Seeschlacht.
Nach einem japanischen Bilderbogen

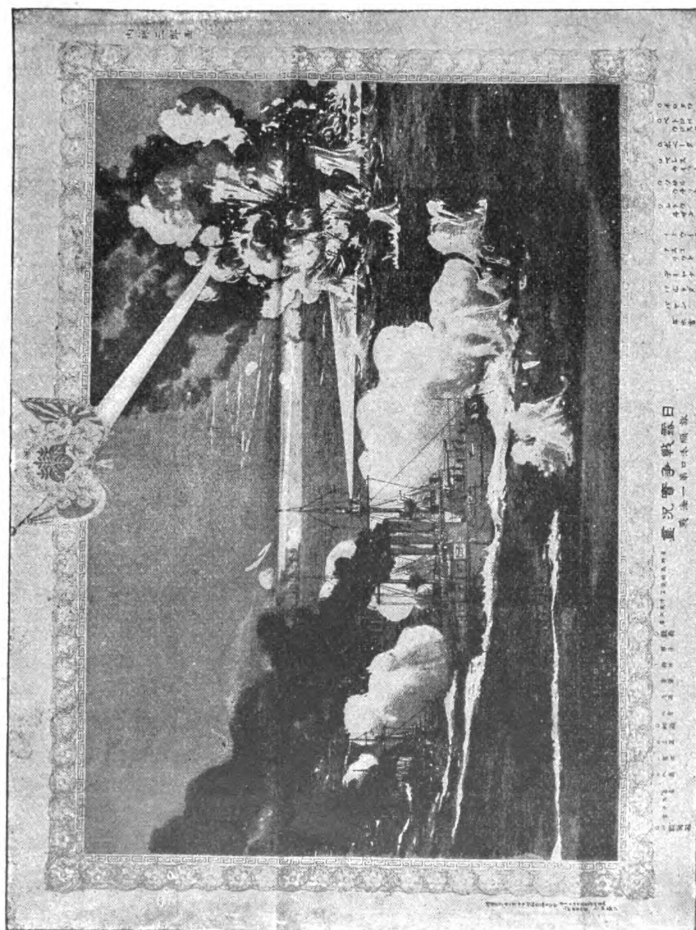
endlichen Ausgang des Krieges zu ziehen. Die Hilfsquellen des mächtigen Zarenreiches sind so unerschöpflich, es verfügt über so tüchtige Offiziere, und sein Soldatenmaterial ist ein so ausgezeichnetes, daß das jetzige Übergewicht der Japaner wahrscheinlich nicht viel länger währen wird als bis zu dem Zeitpunkt, da der Aufmarsch der russischen Armee beendet ist — und die Oberleitung den rechten Augenblick zu entscheidendem Handeln für gekommen hält.

Daß man sich in Tokio einstweilen den ausschweifendsten Siegeshoffnungen hingibt, ist nach den bisherigen Erfolgen allerdings begreiflich genug, und als einen bezeichnenden Ausdruck dieser stolzen und zuversichtlichen Stimmung muß man unter anderem die zahlreichen in der Hauptstadt erscheinenden Bilderbogen mit der Darstellung kriegerischer Ereignisse ansehen, die in unzähligen Exemplaren über das ganze Land verbreitet werden.

Obwohl sie in Anbetracht ihrer Entstehungsart und ihrer Bestimmung in künstlerischer Hinsicht natürlich nur mit besonderem Maße gemessen werden dürfen, zeigen sie doch in oft sehr charakteristischer Weise alle Eigentümlichkeiten der japanischen Kunst und erheben sich sowohl durch die manchmal überraschend feine Wiedergabe gut beobachteter menschlicher Bewegungen, wie durch die mit den bescheidensten Mitteln erreichte Andeutung der landschaftlichen Szenerie zuweilen zu sehr beachtenswerten Dokumenten eines starken malerischen Könnens.

Daß die japanischen Soldaten überall als Helden und als Sieger dargestellt werden, ist selbstverständlich. Vielfach sind die Bilderbogen ziemlich getreue Wiederholungen der im Verlaufe des japanisch-chinesischen Krieges erschienenen, von denen wir unseren Lesern ebenfalls einige charakteristische Proben geben. Stets

sind sie mit bemerkenswertem Talent gezeichnet und übertreffen manche der bei uns üblichen Erzeugnisse



Japanische Darstellung eines Seegefechtes bei Port Arthur.

dieser Art an künstlerischem Werte. Die starke Übertreibung nach der Seite des Blutigen und Grausamen



Nächtlicher Angriff.
Nach einem japanischen Bilderbogen.

hin mutet uns allerdings etwas grotesk an, und bei allem Realismus der Einzelheiten bringt es nicht eben eine sehr überzeugende Wirkung hervor, wenn wir auf einigen Bildern sogar die Flugbahn der Geschosse durch weiße Linien angedeutet sehen.

Dem japanischen Auge aber mag das alles wohl ganz anders erscheinen als uns, und eine Darstellung wie die des in die Luft fliegen-



Japanische Batterie im Feuer.
Nach einem japanischen Bilderbogen.

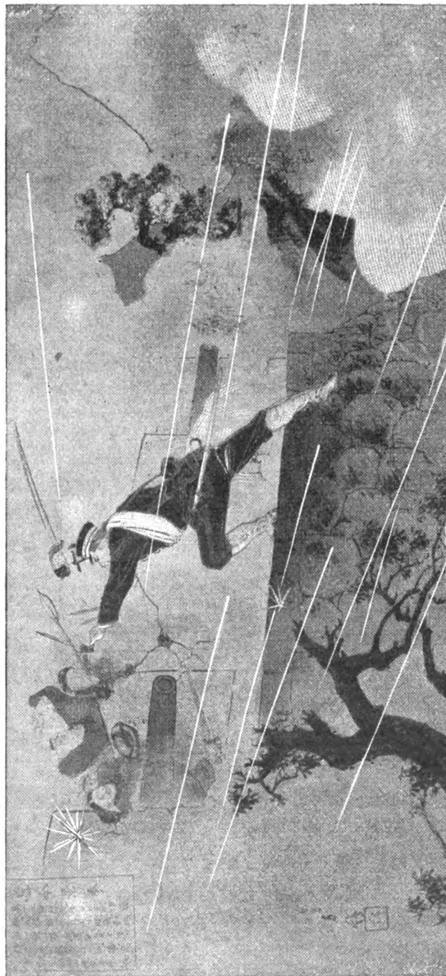
den russischen Panzerschiffes ist ohne Zweifel danach angetan, in der Phantasie des naiven japanischen Beschauers die stolzesten Vorstellungen von den Großtaten seiner jungen Marine zu erwecken.

Im einzelnen, zum Beispiel in der genauen Wiedergabe der Ausrüstung des vordersten japanischen Schiffes, das mit dem Scheinwerfer den Untergang zweier russischen Schiffe beleuchtet, ist die Darstellungsweise sehr realistisch, während das Ganze doch eine Idealisierung wirklicher

Vorgänge ist. Das Bild, ein Werk des Malers Zaboro Neibo, hat die Motive der ersten Seegefechte vom 9. und 14. Februar benützt. In dem ersteren, das den Krieg eröffnete, wurden bekanntlich beim Angriff des Hauptgeschwaders des Admirals Togo auf den Hafen die russischen Panzerschiffe „Retwisan“, „Zäsarewitsch“ und „Pallada“ durch Torpedoschüsse beträchtlich beschädigt; am 14. Morgens machte die japanische Torpedojägerflottille einen Angriff, wobei der „Asagiri“ angeblich einen russischen Aviso zum Sinken brachte. Der Strahlenschein, der auf dem Bilde von der aufflammenden Explosion des russischen Schiffes auf das japanische Wappen in der Mitte des oberen Randes fällt, gibt der Darstellung den Charakter einer Allegorie.

Ein weiteres für die Russen unglückliches Kriegsereignis war die Niederlage, die sie am 1. Mai bei Kiulintscheng am Jaluflusse erlitten und durch die sie zum Aufgeben ihrer dortigen Stellungen gezwungen wurden. Der kommandierende General Sassulitsch berichtete über den Verlauf dieses verhängnisvollen Tages:

Der Kampf begann mit einer heftigen Beschießung des russischen rechten Flügels durch eine Batterie mit Belagerungsgeschützen von Widschu und durch Feldbatterien auf den Inseln. Nach einer kurzen Pause wurde das Feuer mit außerordentlicher Stärke gegen den russischen linken Flügel der Hauptstellung bei Kiulintscheng und gegen die Stellung bei Potetynza erneuert. Die Japaner rückten durch den Fluß Aiho zum Angriff vor. Die Lage der Verteidiger der Stellungen wurde immer schwieriger, da sie gleichzeitig von der Front und von den Flügeln aus beschossen wurden. Gegen die russische Batterie bei Potetynza waren

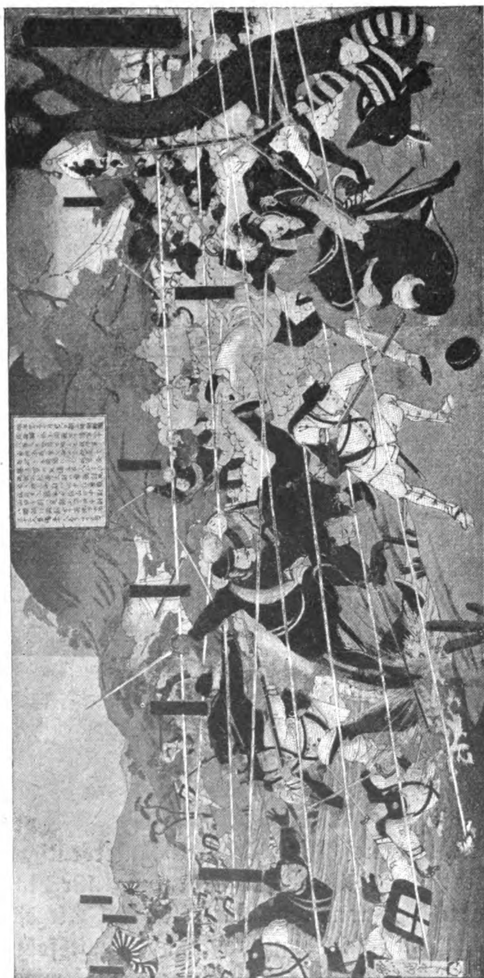


Erstürmung einer Schanze.
Nach einem japanischen Bilderbogen.

30 Geschütze aufgefahren. Die russische Batterie richtete, nachdem sie die feindliche Gebirgsbatterie zum Schweigen gebracht hatte, das Feuer auf die Infanterie und hatte wenig Verluste, bis sie gezwungen wurde, eine neue Stellung einzunehmen. Infolge des Abzuges der russischen Infanterie vom Ufer machten die Japaner, die durch das Feuer der Gegner stark gelitten hatten, ununterbrochene Angriffe mit immer neuen Truppen, entschlossen sich aber nicht, zum Bajonettkampf über-

zugehen. Bei den Flußübergängen bildete sich gleichsam ein Wall von gefallenen Japanern. Gleichzeitig mit dem Angriff auf Potetynza wurde auch ein solcher auf den russischen linken Flügel bei Kiulintscheng unternommen. Hierbei mußten die russischen unteren Schanzen, die durch ein Frontfeuer die japanischen Batterien beschossen, verlassen werden. Die russischen Reserven ermöglichten durch wiederholtes Eingreifen in die vorderen Reihen ein längeres Standhalten. Die Hauptreserve konnte aber der großen Entfernung wegen nicht rechtzeitig Unterstützung leisten.

Die russischen Truppen vertauschten dann die Hauptstellung mit einer neuen, in ihrem Rücken gelegenen, wobei sie ein starkes Feuer der Japaner auszuhalten hatten. Der Feind entschloß sich nicht, die Höhen zu verlassen, und begann unter dem Feuer der russischen Batterien und Maschinengewehre sich zu verschanzen. Der Feind eröffnete hierauf ein starkes Artilleriefeuer auf die neue Stellung der Russen und begann den linken Flügel in der Richtung auf Tschingou zu umgehen. Auf Laefangou wurden von der Hauptreserve zwei Bataillone des ersten Regiments und die dritte Batterie der dritten Artilleriebrigade vorgeschoben. Diese nahmen Stellungen ein, die sie nötigten, nach zwei Fronten hin zu feuern, ermöglichten es aber dadurch den ersten Reihen, die stark gelitten hatten, sowie den Verwundeten sich zurückzuziehen. Ein Bataillon des elften Regiments, welches von dem Gegner auf beiden Seiten umgangen worden war, ging mehrmals, um durchzubrechen, unter Musik zum Bajonettkampf über. Die Japaner hielten dem Bajonettkampf nicht stand und flohen. Dem Regiment voran schritt der Regimentsgeistliche mit dem Kreuz in der Hand, obgleich er durch zwei Kugeln verwundet worden war.



Gefechtsszene.
Nach einem japanischen Bilderbogen

Unter dem Schutze des elften und eines Bataillons vom zehnten Regiment zogen sich dann alle Truppenteile zurück. Die Verluste an Offizieren und Mannschaften waren auf beiden Seiten sehr groß. Die zweite und dritte Batterie der sechsten Brigade konnten, da sie einen großen Teil der Pferde und Mannschaften eingebüßt hatten, die Geschütze nicht mitnehmen und ließen sie auf dem

Kampfplatz zurück, nachdem sie sie unbrauchbar gemacht hatten. Aus demselben Grunde konnten sechs Geschütze der dritten Brigade und acht Maschinengewehre, die ebenfalls unbrauchbar gemacht waren, nicht vom Kampfplatz mitgenommen werden. Die bergige Gegend gestattete es nicht, die Geschütze zu retten.

General Sassulitsch zog sich nach der unglücklichen Schlacht mit seinen Truppen zunächst nach Föngwantscheng zurück, sah sich aber genötigt, auch diese Stellung wenige Tage später vor den nachrückenden Japanern zu räumen. Der am Jalufluß erlittene Gesamtverlust wird von dem General Kuropatkin auf 2400 Unteroffiziere und Soldaten und 70 Offiziere beziffert. Die Verluste der Japaner aber sind sicherlich nicht geringer gewesen.

Eine entscheidende Bedeutung für den weiteren Verlauf des Feldzuges kann aus den oben angeführten Gründen dieser russischen Schlappe nicht beigemessen werden, und ein schüchterner Versuch der englischen Regierung, ihre guten Dienste als Friedensvermittler anzubieten, ist denn auch von russischer Seite sehr unzweideutig zurückgewiesen worden.

Die Petersburger Zeitung „Swjet", die in diesem Fall wohl das Sprachrohr der maßgebenden Persönlichkeiten war, schrieb dazu:

„Rußland hat nie eine Hilfe beansprucht, obgleich es oft anderen geholfen hat. Rußland verlangt auch diesmal keine Hilfe und keine Intervention. Nur das Wort des Kaisers hat Bedeutung für Rußland. In einem Telegramm an den Admiral Alexejew hat der Kaiser unseren Kampf mit Japan mit folgenden Ausdrücken gekennzeichnet: „Dieser Kampf wird das Übergewicht Rußlands an den Küsten des Stillen Meeres endgültig sicherzustellen haben." Nun ist es, um dies

Ziel zu erreichen, unerläßlich, Japan völlig zu besiegen, es zu zwingen, sich endgültig zu unterwerfen und ihm für eine Reihe von Jahren die Lust zu gewagten militärischen Abenteuern zu nehmen. Wenn wir nicht so handeln, werden wir jede Achtung im Osten verlieren, selbst dann, wenn wir Sieger sind. Der gegenwärtige Krieg läßt sich zusammenfassen in die Frage: Wer wird die Vorherrschaft an den asiatischen Küsten des Stillen Ozeans haben, Rußland oder Japan? Sich darin zu teilen und sich darüber zu verständigen, ist unmöglich. Eine Intervention würde also nur dem Prestige und der Ehre Rußlands Eintrag tun, und sie ist darum von vornherein unmöglich."

Man darf dem weiteren Verlaufe des gewaltigen Ringens um die Oberherrschaft am Stillen Ozean mit Interesse und Spannung entgegensehen, denn daß auch Japan alle seine Kräfte einsetzt, ist selbstverständlich.





Mannigfaltiges.



Ein Schachkünstler. — An einem Sommerabend des Jahres 1746 saß ein junger Franzose in der Londoner Taverne „Zur Krone" in der Holbornstraße und sah mit anderen Neugierigen zwei Herren zu, die eine Partie Schach spielten, wobei es sich um zehn Pfund Sterling handelte. Der eine Spieler sah sich so in die Enge getrieben, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte. In komischem Zorn rief er: „Wer riskiert es, mein Spiel zu kaufen?"

„Was verlangen Sie dafür?" fragte einer der Zuschauer.

„Ich gebe Ihnen zehn Pfund, und Sie geben mir zehn Schilling."

„Das ist zu viel, denn es scheint fast unmöglich zu sein, daß Ihre Partie noch zu einem guten Ende gebracht werden kann."

„Das fürchte ich ja auch, aber Sie sind ein feiner Spieler, Sie können es vielleicht doch noch fertig bringen und den Gewinn einheimsen, in welchem Falle Sie mit Ihren zehn Schilling zwanzig Pfund verdienen würden."

„Ihre Partie steht so schlecht, daß ich nicht mehr als zwei Schilling daran wenden will."

„Das ist doch gar zu wenig, bester Freund."

„Ich will Ihnen drei Schilling dafür geben!" rief plötzlich der junge Fremde.

„Sie sind kein Engländer, Sir?" fragte der Spieler.

„Nein, Franzose.“

„Geben Sie fünf Schilling.“

„Zu meinem Bedauern bin ich dazu nicht im stande, denn soeben habe ich meine Zeche bezahlt, und es bleiben mir nur noch die drei Schilling.“

„Dann würde es also für Sie so eine Art von verzweifelter Spekulation sein.“

„Beinahe trifft das zu.“

„Nun, geben Sie her!“

Der Franzose bezahlte drei Schilling und empfing dafür eine Zehnpfundnote von dem mutlos gewordenen Spieler, dessen Platz er einnahm.

Bald zeigte es sich, daß er ungeachtet seiner Jugendlichkeit ein ausgezeichneter Schachspieler war. Das Erstaunen der Anwesenden darüber war groß. Mit raschen, meisterhaften Zügen wußte er das Glück auf seine Seite zu bringen und gewann schließlich die Partie, damit also auch die zehn Pfund des Gegners.

„Brillantes Spiel!“ riefen die drei oder vier Herren, welche Zeugen davon gewesen waren.

Der Verlierer, ein Gentleman in reiferen Jahren, wandte sich an seinen Gegner: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß Sie diese, von meinem Freunde für rettungslos verloren gehaltene Partie noch würden gewinnen können,“ sagte er lächelnd. „Alle Hochachtung vor Ihrem Talent!“

„O, Sie spielen auch sehr gut, mein Herr,“ versetzte höflich der junge Mann.

„Mein Name ist John Wilmot. Darf ich um die Ehre Ihrer genaueren Bekanntschaft bitten?“

„Ich heiße François Danican, nenne mich aber Philidor. Das ist mein Künstlername. Ich bin nämlich Musiker. Der berühmte Kapellmeister Campra war mein Lehrmeister in der Musik und auch im Schachspiel, aber ich verdarb es zuletzt mit ihm, weil ich ihn immer besiegte.“

„In der musikalischen Kunst?“

„Nein, im Schachspiel.“

John Wilmot lachte. Dann fragte er nach einer kleinen Pause: „Zu welchem Zweck sind Sie eigentlich nach London gekommen?“

„Um hier mein Glück zu machen,“ antwortete der junge Musiker. „Da ich der englischen Sprache mächtig bin, beabsichtigte ich für die Londoner Bühnen komische Opern zu komponieren. In Paris hatte ich mit meinen derartigen Bestrebungen nämlich leider keinen Erfolg.“

„Und in London?“

„Hier erst recht nicht. Die Theaterdirektoren haben mich schnöde abgewiesen.“

„Nun, lieber Herr, trösten Sie sich. Es ist ja auch manchen anderen jungen Künstlern zuerst so kläglich ergangen, bis es ihnen endlich gelang, zum Erfolg sich durchzuringen. Bevorzugt sind Sie vor vielen anderen, da Sie solche außerordentliche Befähigung für das edle Schachspiel besitzen. Damit können Sie hier mehr Geld verdienen als mit der Musik, und zwar würde es Ihnen geradezu ganz erstaunlich gelingen, wenn Sie etwas Besonderes und Überraschendes auf diesem Gebiete vermöchten, etwas in England ganz Neues, noch nie Dagewesenes.“

„Ich glaube, dazu bin ich im stande.“

„Was meinen Sie?“

„Haben Sie jemals ein kühnes und rasches Blindlingsspiel gesehen?“

„O ja! Es spielte ein Meister mit verbundenen Augen, also ohne das Spiel sehen zu können, gegen einen anderen Schachmatador.“

„Und er gewann?“

„Nein, er verlor.“

„Nun, dann hören Sie, Sir. Ich habe vor etlichen Monaten im Café Procope zu Paris mit verbundenen Augen gleichzeitig drei Partien gegen drei hervorragende Gegner gespielt.“

„Und natürlich bei dem vermessenen Unternehmen alle drei verloren?“

„Nein, alle drei gewonnen.“

„Unmöglich!"

„Sie dürfen sich darauf verlassen, bester Sir."

„Wie können Sie nur den Gang der drei Partien, ohne dadurch verwirrt zu werden, im Gedächtnis behalten? Ich müßte das sehen, um es zu glauben."

„Mit Vergnügen bin ich bereit, Ihnen den Beweis zu liefern."

„Wohl denn, es ist gleich Teezeit. Ich wohne in der Nähe, nur wenige Häuser von hier. Bitte, kommen Sie mit mir!"

„Ich nehme es mit bestem Danke an. Sie sind wirklich sehr gütig!"

„Dann wollen wir nachher sogleich die interessante Probe machen."

„Wer sind denn die anderen Spieler?"

„Es sind Spielerinnen, nämlich meine Frau Susanna und meine beiden Töchter Betty und Jenny, alle drei von mir selbst ausgebildete geschickte Schachspielerinnen. Ich und meine Töchter werden gegen Sie spielen. Meine Frau wird unsere Züge Ihnen stets angeben und dann nach Ihrer Anweisung die Gegenzüge genau ausführen. Geht alles gut, dann werde ich Ihnen nachher ein vorteilhaftes Geschäft vorschlagen."

Beide verließen darauf die Taverne.

Wenige Minuten nachher wurde der junge Mann in einem eleganten Salon den drei Damen vorgestellt. Frau Susanna Wilmot war eine freundliche Dame, und ihre Töchter bezeigten sich ebenso liebenswürdig.

Philidor nahm am Teetische Platz und wurde aufs allerbeste bewirtet. So gut hatte er es lange nicht gehabt.

„Welches Geschäft betreiben Sie eigentlich, Sir?" fragte er gelegentlich seinen Gastgeber.

„Ich bin Rentier," versetzte Wilmot. „Bei günstigen Konjunkturen spekuliere ich manchmal ein wenig in Grundstücken oder an der Börse, dann aber mache ich auch gern in Sportangelegenheiten zuweilen allerlei kleine einträgliche Geschäftchen."

„Im Rennsport?“

„Nein, lieber Herr, ich meine Geschäftchen im Schachsport.“

„Wie denn das?“

„Durch Wetten. Sie wissen doch, daß das Wetten bei uns Engländern eine wahre Leidenschaft ist?“

„Das ist mir allerdings bekannt.“

„Nun denn, wenn Sie wirklich das leisten, was Sie zu verstehen behaupten, dann können Sie als Schachmeister hier in London und auch noch anderwärts wohl ebenso einträglich werden wie ein gutes Rennpferd.“

„Das ist ja für mich äußerst schmeichelhaft.“

Der Teetisch wurde abgeräumt. Die drei Damen waren von dem, was nun geschehen sollte, bereits verständigt.

Zwei Schachbretter nebst Zubehör besaß Wilmot; ein drittes ließ er schnell von einem Bekannten, der nahebei wohnte, herbeiholen.

Dann begann das interessante Blindlingsspiel. Philidor ließ sich mit einem seidenen Tuche die Augen verbinden und drehte zum Überfluß auch noch seinen Stuhl herum, so daß er nunmehr dem großen Tische, auf welchem die drei Schachbretter standen, den Rücken zukehrte.

Frau Susanna gab mit lauter Stimme und sehr sachverständig die Züge ihres Gemahls und ihrer Töchter an und bewirkte dann nach der sofort erfolgenden Anweisung des jungen Musikers die Gegenzüge.

Das Spiel dauerte nur eine Stunde. Zuerst wurde Betty besiegt, dann ihr Vater, zuletzt auch Jenny, welche am geschicktesten gespielt hatte.

Der Sieger machte ihr darüber die artigsten Komplimente.

„Ach!“ rief Jenny. „Gegen Sie konnte ich doch nicht ankommen. Sie sind der Meister, der Held, der Matador des Schachspiels.“

„Wenn Sie mir gütigst erlauben wollen, Ihnen in nächster Zeit einige nützliche Winke geben zu dürfen, dann könnten Sie auch rasch eine Schachmeisterin werden.“

„Das würde reizend sein. Aber eigentlich wünschte ich noch etwas anderes.“

„Darf ich mich danach erkundigen?“

„Ich bin musikalisch. Dort steht ein Klavier. Sie sind Musiker. Da könnten wir also zusammen spielen.“

„Mit größtem Vergnügen!“

Die beiden wollten sich sogleich ans Klavier setzen. Dagegen erhob aber Herr Wilmot Einspruch.

„Zuerst das Schachgeschäft, dann das Musikvergnügen!“ rief er lächelnd. „Herr Philidor, auf ein Wort!“

Der Musiker trat zu ihm.

„Hier befindet sich ein feiner fashionabler Schachklub,“ sagte Herr Wilmot. „Ich werde Sie dort einführen.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen.“

„Geschäftssache, Sir! Es wird dort nämlich oft hoch gewettet, habe da manchmal erheblich gewonnen, und hoffe nun mit Ihrer Hilfe noch weit mehr zu profitieren.“

„Sie haben vermutlich mein Blindlingsspiel dabei im Sinn?“

„Jawohl. Von Ihrem erstaunlichen Können bin ich so befriedigt, daß ich nunmehr entschlossen bin, ein Kapital an dies aussichtsvolle Geschäft zu wagen.“

„Und was würde mein Vorteil dabei sein?“

„Wir teilen den Nutzen. Sie die eine Hälfte, ich die andere Hälfte. Sind Sie damit einverstanden?“

„Mit tausend Freuden, Sir! Ich danke bestens für Ihr Zutrauen.“

„Natürlich müssen Sie alle Finessen Ihrer Meisterschaft aufbieten, damit ich mein Geld nicht einbüße, denn Sie werden mit tüchtigen Gegnern zu kämpfen haben.“

„Ich werde gewiß mein Bestes dabei tun.“

Die beiden schüttelten sich die Hände.

„Well,“ meinte dann John Wilmot. „Nun können Sie meinetwegen nach Herzenslust mit meiner Jenny musizieren.“

Das geschah. Zuerst spielte Philidor vortrefflich, dann Jenny fast ebensogut, darauf beide zusammen vierhändig. Es war ein höchst vergnügter Abend. — —

Zwei Tage darauf begaben sich die beiden Verbündeten nach dem eleganten Lokal des Schachklubs in der St. James-

straße. Dort wurde Philidor vorgestellt und mit Höflichkeit behandelt. Er spielte zwei Partien gegen gewandte Gegner, die er mit Leichtigkeit überwand.

Dann erhob sich Wilmot und sagte: „Meine Herren, dieser junge Schachmeister leistet Wunderbares im Blindlingsspiel. Mit verbundenen Augen spielt er gleichzeitig gegen drei Gegner.“

„Welche sich dann auch die Augen verbinden lassen müssen?“ wurde gefragt.

„Nein. Die sechs sehenden Augen werden besiegt von den zwei verbundenen Augen dieses Schachgenies.“

„Unmöglich!“

„Es ist dennoch richtig, was ich behaupte. Wollen Sie wetten?“

„Um wie viel?“

„Ich setze fünfzig Pfund gegen denselben Betrag.“

„Es gilt!“

„Bester Freund,“ fragte ein anderer Herr, „nehmen Sie noch mehr Wetten an?“

„Mit Vergnügen!“

„Ich wette auch fünfzig Pfund gegen Sie!“

„Ich ebenfalls!“

„Ich zwanzig!“

„Ich dreißig!“

„Ich hundert! Halten Sie?“

„Ja!“

Noch weitere Wetten wurden vorgeschlagen, welche Herr Wilmot alle annahm und genau notierte.

Danach fand das aufregende Schachturnier statt.

Mit verbundenen Augen, den Rücken dem Spieltische zugekehrt, setzte der junge Franzose sich hin. Ein gewählter Unparteiischer leistete dieselben Dienste wie einige Tage zuvor im Wilmotschen Salon Frau Susanna.

Der pfiffige Londoner Schachkenner hatte sich in seiner seltsamen Spekulation nicht geirrt, denn Philidor brachte zum Erstaunen der Klubmitglieder das schwierige Kunststück fertig. Er besiegte die drei Gegner. Man schrie nach

Revanche, die auch zugesagt wurde. Am Abend spät, im Wilmotschen Salon, wurde abgerechnet. Dreihundertundachtzig Pfund betrug der Wettgewinn; davon bekam Philidor die Hälfte.

„Vor wenigen Tagen, als ich noch umherlief, um womöglich durch Unterrichtgeben etwas Geld zu verdienen, und ich durchaus keine Musikschüler zu erlangen im stande war, da dachte ich traurig: Wie schwierig ist es doch hier, das tägliche Brot zu erwerben!“ sagte der junge Mann. „Und jetzt auf einmal erkenne ich, daß es so ungemein leicht ist, in London auf einen schönen grünen Zweig zu kommen.“

„Wir werden noch viele hübsche Sümmchen einheimsen!“ rief lachend John Wilmot. „Schon nächsten Mittwoch voraussichtlich. Spielen Sie nur stets so meisterhaft wie gestern abend, und im übrigen lassen Sie mich nur machen. Ich habe das nötige Kapital für dies gute Schachgeschäft, und ich besitze auch, wie mir scheint, gerade die spezielle und richtige Intelligenz dafür.“

Darin hatte er unzweifelhaft recht. Am nächsten Mittwoch, als abermals im Klub ein Schachturnier stattfand, in welchem Philidor wieder siegte, wurde ein noch besseres Wettgeschäft gemacht. Und so geschah es gleicherweise noch mehrmals, auch in anderen Schachvereinen der englischen Hauptstadt, in welchen die Mitglieder den neuen, immer berühmter werdenden Schachmeister kennen zu lernen wünschten.

Das Jahr war noch nicht zu Ende gegangen, als er sich bereits im Besitze eines ansehnlichen Vermögens sah. Auch in anderen Städten verdiente er viel Geld, besonders in Edinburg und Dublin. Im Jahre 1749 gab er zu London sein gehaltvolles Werk „Analyse des Schachspiels“ heraus, welches viele Auflagen erlebte, weil es von allen Schachfreunden begierig gekauft wurde. Ein Jahr später unternahm er eine Reise nach Deutschland. In Berlin spielte er mit verbundenen Augen gleichzeitig gegen die drei ersten Schachmeister der preußischen Hauptstadt und

überwand sie mit Leichtigkeit. Das erregte damals dort großes Aufsehen.

Danach begab er sich nach England zurück, verließ aber dieses Land, in welchem ihm das Glück so hold gewesen, im Jahre 1754 und übersiedelte mit Jenny Wilmot, mit der er sich inzwischen verheiratet hatte, nach seiner Heimat. In Paris wandte er sich nun auch wieder eifrig der musikalischen Kunst zu und komponierte komische Opern, die wegen ihrer hübschen und melodiösen Musik viel Beifall fanden beim Publikum. In der französischen Musikgeschichte wird sein Name ehrenvoll genannt; aber einen wahrhaft internationalen Ruhm erlangte er als genialster Schachmeister der damaligen Zeit. Als die große französische Revolution ausbrach, reiste er, um den Schrecknissen zu entgehen, abermals nach London. Neunundsechzig Jahre alt, starb er dort am 24. August 1795. J. O. Hansen.

Neue Erfindungen: I. Das Spinthariskop. Unter den Gelehrten, die für hervorragende Leistungen mit dem Nobelpreise ausgezeichnet wurden, befand sich im letzten Jahre das Ehepaar Curie aus Paris, welches gemeinsam bei seinen wissenschaftlichen Experimenten das in letzter Zeit so viel genannte Radium entdeckt hatte.*) Außer Wärmestrahlen wurden beim Radium namentlich drei Strahlenarten, die α-, β- und γ-Strahlen beobachtet. Die γ-Strahlen entsprechen den Röntgen-(X)Strahlen und dringen und leuchten durch viele Stoffe, die einfache Lichtstrahlen nicht durchlassen, zum Beispiel durch mehrere aufeinandergelegte Münzen. Die β-Strahlen haben diese Eigenschaft nicht in gleichem Maße, dafür aber andere: sie sind elektrisch geladen, und zwar mit negativem Strom; sie werden daher auch Elektronen genannt. Die α-Strahlen schließlich haben nur eine sehr geringe Durchleuchtungs- oder Durchstrahlungskraft, können nur noch ganz dünne Metallplatten und Papier durchleuchten und sind ebenfalls elektrisch geladen, aber mit positivem Strom. Nach den bisherigen Beobachtungen

*) Vgl. den Artikel in Band 4 des laufenden Jahrgangs.

hat man sie sich als unendlich winzige Bruchteile eines Radiumatoms zu denken, die sich mit großer Schnelligkeit loslösen.

Die Annahme, daß der kleinste unteilbare Bruchteil eines Stoffes ein Atom sei, wurde durch diese Entdeckung hinfällig. Man nimmt an, daß sich die Radiumatome in einem labilen Zustand stetig fortschreitender Zersetzung



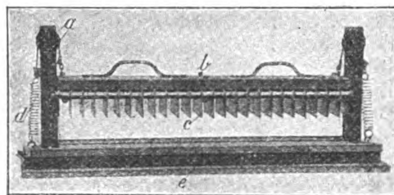
Das Spinthariskop geschlossen und geöffnet.

befinden. Nach der Berechnung der Gelehrten dauert es allerdings Jahrtausende, bis sich Radium vollständig zersetzt hat.

Die erwähnte positive Elektrizität der einzelnen Teilchen des Radiums (α-Strahlen) veranlassen ständig Funkenentladungen, die zu beobachten der namhafte Physiker William Crookes den aus unseren Abbildungen erkennbaren Apparat, das Spinthariskop, erfunden hat. Dieser „Funkenschauer" oder Funkenzeiger besteht lediglich aus einer Anordnung von Linsen, unter der ein winziges Teilchen Radium auf einer schmalen, durch eine Regulierschraube wie bei dem Mikroskop oder dem Feldstecher verstellbaren Zunge be-

festigt ist. Schaut man in diesen Apparat hinein, so sieht man von dem Radium ein wunderbar leuchtendes elektrisches Feuerwerk ausgehen, dessen Genuß der glückliche Besitzer eines übrigens nicht sehr kostspieligen Spinthariskops sich und anderen in jedem Augenblick verschaffen kann,*) denn der ganze Apparat ist nur 4 Zentimeter lang, hat einen Durchmesser von $2^1/_2$ Zentimeter und ist mit seinem unverwüstlichen Inhalt geschmackvoll als Taschenapparat ausgestattet. Freilich wäre es ein noch größerer Erfolg der Wissenschaft, wenn diese elektrischen Funken und Strahlen so gesammelt werden könnten, daß das Spinthariskop gleichzeitig als unverwüstliches, in jedem Augenblick benützbares Taschenlicht einen praktischen Zweck erfüllte. R. F.

II. Eine neue Teigteilmaschine kommt soeben aus Amerika auf den Markt. Sie ist hauptsächlich für kleinere Betriebe und für den Haushalt bestimmt. Unsere Abbildung veranschaulicht sie selbst und ihren Gebrauch. Die Fläche e stellt ein Brett vor, auf welches der zu teilende Teig gelegt wird. In den Boden der Maschine paßt das an Schnüren a hängende Brett b, das oben mit zwei Handhaben und unten mit einer Reihe von Messern (c) versehen ist, welche beim Gebrauch das Teigteilen verrichten. Nach dem Niederdrücken geht das Brett samt den Messern selbsttätig in die Höhe, da die Schnüre a mittels der Spiralfedern d am Boden des Gestells befestigt sind. Wie wir hören, hat sich diese einfache, billige Vorrichtung in Amerika gut eingeführt. Näheres teilt auf Wunsch das Patentbureau Reichau & Schilling in Berlin 7 mit.



Neue Teigteilmaschine.

*) Siehe die Anzeige im Inseratenteil des vorliegenden Bandes.

Eine ergreifende Gerichtsverhandlung. — Vor den Schranken eines schottischen Gerichtshofes stand eine Frau mit Namen Mary Onigg unter der Anklage des versuchten Mordes, da sie ihr vierjähriges Kind am 10. August 1888 habe ertränken wollen. Die Angeklagte, die ohne Verteidiger blieb, war einst eine sehr geachtete Frau, die, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen lebend, doch ehrlich ihren Unterhalt gefunden hatte. Erst mit dem Tode ihres Mannes zogen Kummer und Elend in ihre Wohnung ein, ihr bisher unbekannte Not klopfte an ihre Tür. Geschäfts- und Geldsorgen, die sie nicht zu bekämpfen vermochte, trübten ihren Geist. Im Besitz von zwei Kindern, eines dreizehnjährigen Knaben, Peter, und eines Knaben von vier Jahren, tat es ihr bitter weh, die Kinder der Not ausgesetzt zu sehen.

Am Morgen des 10. August nahm sie ihren vierjährigen Knaben auf den Arm, und auf die Frage ihres dreizehnjährigen Sohnes Peter: „Mutter, wo gehst du hin? Wenn du spazieren gehst, gehe ich mit!“ — antwortete sie widerwillig und abweisend: „Du bleibst!“

Damit entfernte sie sich, noch einmal von der Türschwelle zurückrufend: „Du bleibst! Ich komme nicht zurück.“ Dem Knaben Peter fiel der sonderbare Ton auf, in dem diese Worte gesprochen waren. Er schlich der Mutter nach, etwa einen Weg von zwei Meilen längs des Strandes. An einer seichteren Stelle kniete die Frau nieder, faltete ihre Hände zum Gebet, nahm das Kind in die Arme und begab sich in die hochgehenden Wogen, die sich über sie hinwegwälzten, während das Wasser ihr bis an die Hüften ging. Immer weiter drang sie vor, bis sie zuletzt, das Kind noch immer krampfhaft in den Armen haltend, sich niederlegte. In diesem Augenblicke sprang der dreizehnjährige Peter in die Brandung, brach sich durch die wild aufschäumenden Wogen Bahn, entriß der Mutter, die schon nahe daran war, das Bewußtsein zu verlieren, den vierjährigen Bruder und hob diesen, der noch atmete, auf die Schulter. Mit der anderen Hand ergriff er dann seine Mutter und zog sie ans Land.

Sie wurde nun vor Gericht gestellt, und die Jury mußte sie des versuchten Mordes schuldig sprechen, empfahl sie jedoch der Milde des Gerichtshofes.

Da erhob sich der Lord-Oberrichter und sprach zur Angeklagten: „Angeklagte, die Jury hat Sie schuldig befunden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie den Tod Ihres Kindes nebst Ihrem eigenen planten. Danken wir es der Vorsehung, die in wunderbarer Weise durch die Vermittlung Ihres Sohnes Ihrer Hand Einhalt gebot. Das Kind ist unversehrt geblieben, die Tat ist nicht zur Ausführung gelangt. Wenn ich auf der einen Seite das Ungeheure Ihrer Schuld betrachte, so muß ich doch auf der anderen Seite als menschlicher Richter eingestehen, daß mir in meiner langen Laufbahn selten ein so erschütternder Fall vorgekommen ist. Ich scheue mich nicht, einzugestehen, daß ich tief ergriffen bin ob der traurigen Schicksalsschläge, der unseligen Verkettung der Umstände, die Sie, unglückliche Frau, zu dieser Tat geführt haben. In einem Falle wie in diesem kann ein Richter von einer verhältnismäßig geringen Haft bis auf vieljährige Zuchthausstrafe erkennen. Allein ich erachte, daß mir nach dem Gesetze noch weitergehende Rechte zustehen. Ich glaube unter diesen Umständen nicht in Widerspruch mit meinen Pflichten und den Gesetzen des Landes zu treten, wenn ich von jeder Bestrafung zur Zeit absehe, vielmehr das Urteil aussetze und dahin erkenne, daß Sie gehalten sind, in eigener Person Bürgschaft zu leisten dafür, daß Sie hier an dieser Stelle zur Entgegennahme des Urteils erscheinen, falls Sie abermals ein neues Verschulden auf sich laden."

Damit war die Angeklagte von jeder Strafe losgesprochen; denn das ist die tatsächliche Bedeutung dieser dem englischen Recht eigentümlichen, allerdings nur unter außerordentlichen Umständen anwendbaren Form der Urteilserledigung.

Zu dem Knaben Peter sich wendend, bemerkte der Oberrichter dann noch: „Bravo, mein Junge! Wir sind ergriffen und von Bewunderung durchdrungen für deine tapfere, mutige Handlungsweise. Du hast dich in frühem Alter

verdient gemacht. Und nun trage deiner armen Mutter nicht nach, was geschehen ist. Werde ihr und deinem anderen Bruder eine liebevolle Stütze. Ich selbst kann dich nur in bescheidener Weise belohnen, indem ich dir aus der Gerichtskasse einen Sovereign zuspreche. Aber dein Lohn ist dein eigenes Bewußtsein und die Anerkennung der Öffentlichkeit, die dein nachahmungswertes Vorbild im ganzen Lande hervorrufen wird."

Auf den dreizehnjährigen Knaben gestützt, das vierjährige Söhnchen an der anderen Hand führend, verließ Mary Onigg weinend den Gerichtssaal. Durch die bereitwillig gebotene Hilfe der ganzen Umgegend gelang es ihr bald, wieder in bessere Verhältnisse zu kommen. C. T.

Allerlei Deserteurgeschichten. — Im Soldatenleben gab es eine Zeit, da waren Desertieren und Gassenlaufen die Hauptvorkommnisse in den Garnisonen, und um das Gassenlaufen drehte sich damals ein gut Teil des öffentlichen Interesses. Der Soldat wußte, daß ihm diese furchtbare Strafe sicher sei, wenn er desertierte und wieder eingefangen würde, aber trotzdem fand er noch Neigung zu Übermut und froher Laune.

Die preußische Garnison Ruppin war für das Desertieren sehr günstig gelegen, weil mehrere mecklenburgische Gebietsteile derartig in der Nähe eingesprenkelt lagen, daß der Weg zum Beispiel nach dem nächsten Dorf Netzeband kaum zwei Meilen betrug. Netzeband war daher das stille Sehnen aller Soldaten der Ruppiner Garnison, die an Flucht dachten, denn Netzeband war für sie gleichbedeutend mit Freiheit.

Ein Soldat der Ruppiner Garnison verwandelte sich in einen Schornsteinfeger. In dieser rußigen Kleidung, das bekannte schwarze Leiterchen auf der Schulter und den Reiserbesen in der Hand, kam er glücklich durchs Tor und schritt nun eilig aufs Mecklenburgische zu. Da kam zufällig ein Netzebander Bauer aus der Stadt hinter ihm hergefahren und fragte ihn: „Schornsteinfeger, wohin?"

„Nach Netzeband," antwortete der verlarvte Deserteur,

„denn dort brennt ein Schornstein, welchen ich löschen soll.“

Erschreckt rief der Bauer: „Ei, dann brennt es vielleicht bei mir!“

„Das kann leicht möglich sein,“ meinte der Soldat.

Da nötigte der Bauer den „schwarzen Mann“, seinen Wagen zu besteigen, und jagte dann, was die Pferde laufen konnten, nach Netzeband, wo sich der gerettete Deserteur für die schnelle Fahrt freundlichst bedankte.

Ein anderer Soldat, welcher später als Lehrer in Neu-Ruppin eine bekannte Person war, diente daselbst im Regiment Prinz Ferdinand. Er war verlobt und wollte sich verheiraten, aber der Oberst verweigerte ihm den Heiratskonsens. Nun dachte der Mann ans Desertieren, und so schritt er eines schönen Tages auf Netzeband zu. Er hatte den Weg dorthin bereits zur Hälfte zurückgelegt, als er plötzlich hinter sich das Schnauben von Pferden hörte und gleich darauf einen Wagen neben sich sah, in welchem in höchsteigener Person der gestrenge Herr Oberst saß.

„Wohin?“ fragte dieser.

„Nach Netzeband, Herr Oberst; ich will mir dort Tuch kaufen,“ lautete die Antwort.

„Da will ich auch hin,“ erwiderte der Oberst, „setze dich auf den Bock.“

Und so fuhr der Herr Oberst den Deserteur ahnungslos nach Netzeband in die Freiheit hinein.

Als sie vor dem Wirtshause hielten, sprang der Soldat vom Wagen, trat an den Kutschenschlag und sagte: „Herr Oberst, ich melde mich als Deserteur!“

Der Oberst, der dem Ausreißer hier nichts mehr anhaben konnte, war anfangs verblüfft, dann wetterte er durch alle Register hindurch, und endlich legte er sich aufs Bitten. „Was hilft's!“ meinte er. „Stelle für die Rückkehr in die Garnison deine Bedingungen!“

„Herr Oberst, zunächst Generalpardon fürs Desertieren und dann — den Heiratskonsens.“

„Beides sollst du haben; nun steige wieder auf!“

Und so geschah es. Der Deserteur kam mit seinem Obersten, als ob nichts vorgefallen wäre, nach Ruppin zurück und empfing ohne irgend eine Strafe die Erlaubnis zu heiraten.

Wie charakteristisch und urwüchsig damals die Zustände waren, dafür zeugt auch folgende kleine Geschichte. Ein Soldat, ein heftiger, aufbrausender Mensch, bewarb sich um die Liebe eines Mädchens, das in der Offiziersküche diente. Sie lehnte seine Anträge, die ehrlich gemeint waren, beharrlich ab. Eines Tages holte sie von dem Bäcker, welcher gegenüber wohnte, den Braten, welcher für den Offizierstisch bestimmt war. Da trat auf der Straße der Soldat an sie heran und fragte, ob sie sich anders besonnen habe und ihn heiraten wolle. Das Mädchen verneinte auch jetzt, und in demselben Moment versetzte ihr der verschmähte Liebhaber einen Messerstich in den Hals. Sie ließ — und auch das ist charakteristisch — den Braten nicht fallen, sie trug ihn ins Haus, setzte ihn auf den Tisch, und erst dann brach sie ohnmächtig zusammen. Die Wunde war nicht tödlich, und das Mädchen wurde geheilt. Der Soldat aber, der sich selbst auf der Wache meldete, wurde zum Gassenlaufen verurteilt. Er überwand diese furchtbare Strafe — die Rücken scheinen damals härter gewesen zu sein als jetzt — und diente weiter. Nach seiner Heilung siedelte das Mädchen nach Potsdam über, und dahin kam später auch der Soldat in Garnison. Der Zufall fügte es so, daß sie sich begegneten und — Mordanfall und Gassenlaufen waren rein vergessen, und in der Garnisonkirche in Potsdam besiegelten sie ihren Herzensbund. C. T.

Eine Meisterin des Bergsports. — Die Amerikanerin Miß Annie Peck hat kürzlich den Nevado de Sorata in Bolivia, einen der höchsten Gipfel der Anden, bestiegen. Er ist 6544 Meter hoch und erhebt sich 2700 Meter über die Cordillera Real am Nordostufer des Titicacasees. Bisher war der Berg noch nie bestiegen worden. Miß Peck unternahm die Besteigung mit Mr. W. G. Tight, dem Präsidenten der Universität von New Mexiko. Beide waren

begleitet von denselben Schweizer Führern, die früher Sir Martin Conway begleiteten, als er vergeblich versuchte, den



Miss Annie Peck, die Meisterin des Bergsports.

Berg zu nehmen. Unser Bild gibt eine Photographie der Dame wieder und zeigt sie in dem Kostüm, das sie bei dem Unternehmen trug. Ihre schlanke Gestalt stützt sich auf den Eispickel. Miß Peck stammt aus Michigan. Sie ist auch

in geistiger Beziehung von hervorragender Begabung. Als eine der ersten Amerikanerinnen hat sie in Athen Archäologie studiert und später an einer Universität der Vereinigten Staaten in dieser Wissenschaft und im Griechischen das Examen für das höhere Lehramt bestanden. J. P.

Assyrisches Jägerlatein. — Schon in vorchristlichen Jahrhunderten scheint man jene lustigen Übertreibungen gekannt und geliebt zu haben, die man heutzutage „Jägerlatein“ heißt, wie die in Babylonien und Assyrien aufgefundenen „Schriftstücke“ bestätigen.

Diese dauerhaften Aufzeichnungen auf — Ziegelsteinen berichten unter anderem von den höchst merkwürdigen Jagdabenteuern, welche weiland König Assurbanipal von Ninive (667—647 v. Chr.) bestanden haben will, wenn man seinen eigenen Berichten Glauben schenken darf.

„Auf einer meiner Jagden,“ läßt er den Ziegelstein erzählen, „kam mir ein Löwe ganz nahe. Ich packte ihn an der Mähne hinter den Ohren und durchbohrte ihn mit der Lanze, dem Worte meiner Hand!“

Drastischer noch lautet eine andere Ziegelsteininschrift desselben königlichen Löwenjägers. „Ich ergriff,“ prahlt er, „den Löwen beim Schweife. Mit dem Beistand Adars und Nergals (mächtige Götter der Zeit und des Krieges) zerschmetterte ich ihm den Kopf mit der Keule!“

Die Kunst hat indessen gleichfalls diese denkwürdigen „Jagdbegebenheiten“ verewigt, indem sie der staunenden Nachwelt näheren Aufschluß durch bildliche Erklärung darüber gab. Durch Sklaven wurde nämlich der gefangene König der Tiere aus seinem Käfig geholt, welche mit einem berauschenden Getränk seine Kräfte, mit Eisen seine Klauen abstumpften und überdies ihm noch die Zähne ausbrachen, um ihn für sein Erscheinen vor dem königlichen Jagdliebhaber entsprechend „vorzubereiten“. K. R.

Die Vorteile der Königskrone. — Als die Griechen im Jahre 1863 unter den fürstlichen Familien einen Kandidaten für ihren Königsthron suchten, wandten sich ihre Abgesandten, nachdem sie mit ihren Anträgen schon mehmals zurück-

gewiesen worden waren, an den siebzehnjährigen Prinzen Wilhelm Georg von Dänemark. Dieser junge Prinz wurde sehr streng erzogen, auch das Tabakrauchen war ihm verboten, und nur ganz im Verborgenen konnte er dieser Neigung nachgehen.

Die erste Frage, welche er an die griechische Deputation richtete, war daher, ob er wohl nach der Thronbesteigung auch Tabak rauchen dürfe.

„So viel es Euer Hoheit belieben wird,“ lautete die Antwort.

„Nun gut, dann nehme ich die Krone an,“ erwiderte der Prinz.

Kaum war er König geworden, machte er in den Straßen Kopenhagens einen Spaziergang mit der Zigarre im Munde, und wohl nie wieder hatte er einen so ungetrübten Genuß von seiner Würde als zu jener Stunde.

Dieses Geschichtchen erinnert an ein ähnliches, welches sich an die Thronbesteigung der siebzehnjährigen Königin Viktoria von England knüpft. Als die junge Prinzessin die Nachricht erhielt, daß sie Königin sei, rief sie voll kindlicher Lebhaftigkeit aus: „Gut, so kann ich doch von nun an die „Times“ lesen und meinen Tee so stark trinken, als ich Lust habe!“ C. T.

Ein sonderbares Begräbnis. — In einem böhmischen Dörfchen lebte ein greises Ehepaar ruhig und zufrieden im Ausgeding, das heißt, es lebte von dem Vermögensteil, den es für sich zurückbehalten hatte, als es das Bauerngut unter seine Kinder verteilte. Schon Jahre vor dieser Zeit hatte der vorsichtige Ehemann für sich und seine geliebte Frau Särge machen lassen, da er meinte, sie würden beide nicht mehr lange zu leben haben. Es verging aber Jahr um Jahr, und keins von den beiden starb. Die Särge aber nahmen einen beträchtlichen Teil der nicht allzu geräumigen Behausung in Anspruch, und so wurden sie von der praktischen Mutter als Obstkammer benützt.

Endlich, an einem schönen Herbsttage, starb der alte Mann; eilig packte die trauernde Witwe alle Obstvorräte in den

einen der Särge, in ihren eigenen, und legte weinend ihren treuen Gatten in den anderen Sarg. Feierlich, unter Glockengeläute und Musikbegleitung, unter Wehklagen und Tränen wurde der Selige von vier kräftigen Männern hinausgetragen, und am Grabe rühmte der Herr Pfarrer die Rechtschaffenheit des stillen alten Mannes, dessen Leiche man soeben in den Schoß der Erde gesenkt, und hocherbaut eilten die Leidtragenden dem Leichenschmause entgegen. Auch dieser war endlich vorbei, und die trauernde Witwe ging in ihre Schlafkammer, um aus dem bewußten Vorratssarge etwas Obst zu holen, das sie ihren Töchtern für die Enkelchen mitgeben wollte.

Aber — o Schrecken! — statt Birnen und Zwetschen findet sie in dem Sarge die Leiche ihres lieben Alten. Die vier Träger hatten den schwereren der zwei Särge für den richtigen gehalten und zum Friedhofe getragen.

Am folgenden Tage mußte der Obstsarg wieder ausgegraben und der gute Alte in aller Form nochmals beerdigt werden; es soll aber den fernerstehenden Begleitern der Leiche schwer geworden sein, eine gewisse Heiterkeit zu unterdrücken. C. T.

Die Iwans-Rubel. — Nach dem Sturze des Zaren Iwan IV. des Schrecklichen (1584) sollte die Erinnerung an seine Regierungszeit vollständig vertilgt werden. So wurde unter anderem bei Lebensstrafe die weitere Benützung der mit seinem Bilde geprägten Rubelstücke verboten. Eine Übertretung dieses Verbotes mußte ein deutscher Handwerksbursche schwer büßen. Bei seiner Abreise aus Kronstadt wurde er von dem Zollbeamten gefragt, ob er auch kein Silber, dessen Ausfuhr verboten war, bei sich habe. Der junge Mann entgegnete, er habe nur einige Rubel, um seine Überfahrt nach Lübeck zu bezahlen. Unglücklicherweise befand sich darunter ein Iwans-Rubel. Sofort wurde er verhaftet. Alle seine Entschuldigungen, daß er das Geld gar nicht gekannt habe, halfen nichts. Er mußte froh sein, daß er, statt hingerichtet zu werden, auf Zeitlebens nach Sibirien verbannt wurde. Dr. W.

Abenteuerliche Hochzeiten. — Vor kurzem war Miß Ethel Scheiner, die Tochter eines amerikanischen Milliardärs, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, als sie in einem eigentümlichen Kostüm auf ihrer Hochzeit erschien. Ihr Vater hatte nämlich einst seine Laufbahn als Lumpensammler begonnen, und um zu zeigen, daß er sich seines Ursprungs nicht schäme, wünschte er, seine Tochter solle sich in einem zerlumpten Kostüm verheiraten, und die zur Hochzeit eingeladenen Gäste mußten in ähnlichem Aufzuge erscheinen. Der Bräutigam mußte seinen Frack mit einem zerrissenen Zwilchanzug vertauschen, und die Hunderte von Gästen schraubten die Preise für Lumpen und zerfetzte Kleider so in die Höhe, daß man sich dafür die elegantesten Kostüme hätte anschaffen können.

In Nottingham fand vor einigen Jahren eine Hochzeit statt, bei der der Bräutigam ebenfalls in seinem Kostüm seinen Beruf zum Ausdruck bringen wollte. Er war Schiffskapitän, und auch die Braut gehörte einer Familie von Seeleuten an. Auf Wunsch des Bräutigams erschien die ganze Gesellschaft im Matrosenanzuge, und die Brautjungfern waren als Schiffsjungen verkleidet.

Bemerkenswert war auch die Schäferhochzeit, die im Jahre 1894 in der Madeleinekirche in Versailles stattfand. Der Bräutigam, namens Portel, war Schäfer gewesen und hatte plötzlich ein großes Vermögen geerbt. Er verheiratete sich mit einem jungen Mädchen aus angesehener Familie und bestimmte, daß alle Gäste bei seiner Hochzeit in Kostümen aus Schaffellen erscheinen mußten. Die Wirkung war äußerst merkwürdig, denn die Braut trug eine Fülle von Diamanten, die sich auf ihrem Fellkostüm ganz eigenartig ausnahmen, und auch ihr Hirtenstab war mit Blumen und Brillanten umwunden.

Die eigentümlichste Hochzeit aber dieser Art wurde im August 1900 in Yorkshire gefeiert: Braut und Bräutigam hatten früher dem Verbrechertum angehört, und als das Brautpaar sich gegenseitig dieses Geständnis abgelegt, beschlossen sie, die Erinnerung daran bei ihrer Hochzeit zu feiern. Dementsprechend erschienen die männlichen Gäste

in Zuchthauskleidern, und auch die Damen mußten Sträflingsgewänder anlegen. Sobald die Zeremonie vorüber war, fuhr die Gesellschaft in die Wohnung der Braut, wo eine nur aus Gefängniskost bestehende Mahlzeit hergerichtet war. Um dem Feste seinen Charakter vollständig zu wahren, teilte auch der eingeladene Standesbeamte in seiner Tafelrede mit, daß er als junger Student kurze Zeit im Gefängnis gesessen habe, eine Mitteilung, die allgemein zur Erhöhung der Feststimmung beitrug. L—n

Des Kuckucks Küster. — Einige Tage vor Ankunft des Kuckucks trifft dessen „Küster" oder „Knecht", der Wiedehopf, bei uns ein, der, wenn jener sein „Kuckuck" ruft, mit „hup, hup" antwortet. Der Wiedehopf gehört zu den auffälligsten Erscheinungen in der heimischen Vogelwelt; gleich dem Eisvogel und Pirol hat er etwas Ausländisches an sich. Wenn schon sein Federkleid nicht gerade bunt genannt werden kann, so hebt sich das Weiß der Binden auf den Schwingen und des halbmondförmigen Querbandes auf dem schwarzen Schwanze von dem rostroten Grundton, der am Bürzel in Schneeweiß übergeht, doch recht charakteristisch ab. Dazu kommt die fächerförmige Scheitelhaube, welche aus hellrostfarbigen und schwarzgespitzten Federchen, die in zwei Reihen geordnet sind, gebildet ist. Diese Haube ist gewissermaßen der Indikator des Gemütes des Wiedehopfs: Schreck, Neugier, Aufmerksamkeit — alles findet in dem schnelleren und langsameren Entfalten und Zusammenlegen dieses Kopffächers seinen Ausdruck.

Aber auch sonst ist der Vogel eine anmutige Erscheinung. Leicht und gefällig sind seine Bewegungen; rasch läuft er auf dem Boden dahin; jeden Schritt begleitet der den Schnabel stets abwärts gesenkt tragende Kopf mit einem Nicken. Jetzt breitet er seine Federhaube radförmig aus und verneigt sich auf das zierlichste; jetzt trippelt er geschäftig umher, bleibt plötzlich stehen, fixiert mit seitwärts gebogenem Kopfe einen vorüberfliegenden Vogel, wirft sich, sobald er in diesem einen Raubvogel gewahrt, platt auf den Boden, breitet Schwanz und Flügel aus, streckt den

Schnabel empor und verharrt in dieser absonderlichen Stellung so lange, bis der Räuber außer Sicht ist. Dieser aber vermochte trotz seines scharfen Gesichts den Wiedehopf nicht zu erkennen, gleicht dieser doch in solcher Pose eher einem zufällig daliegenden bunten Lumpen als einem Vogel.

Es ist eigentlich verwunderlich, daß der Wiedehopf bei Eintritt einer Gefahr sein Heil in solchen Verstellungskünsten und nicht in der Flucht sucht. Sein Flug, wobei er den Hals ausgestreckt, den Schnabel etwas gesenkt und den Federbusch ein wenig gehoben trägt, ist nämlich ziemlich schnell. Auf Bäumen hält sich der Vogel nur wenig auf; geschieht es aber, so verbirgt er sich, immer auf starken Ästen sitzend, im Innern der Krone. Von hier aus läßt er auch seinen sonderlichen Liebesgesang erschallen.

Nicht selten entspinnen sich zwischen zwei Männchen recht erbitterte Kämpfe, die bald in der Luft, bald auf dem Boden ausgefochten werden. Während derselben läuft das Weibchen sichtlich aufgeregt hin und her — im Gegensatz zu den meisten Vögeln, deren Weibchen diesen Liebeskämpfen ganz apathisch zusehen. Die Annahme, daß sich der Wiedehopf nur einmal für das Leben paart, scheint durch diese Beobachtung eine neue Stütze zu erhalten; die Kämpfe werden dann wahrscheinlich zwischen jüngeren, noch unbeweibten Männchen ausgefochten. Mit gespreiztem Schwanze, gefächertem Schopfe und ausgespannten Flügeln nähert sich das balzende Männchen dem Weibchen, welches jenes durch ein „Köh, köh, köh“ ermuntert, einen Laut, der vom Rufe des Männchens ganz verschieden ist.

Das Nest steht ab und zu unter Wurzeln und Grasrainen, zumeist aber in hohlen Bäumen, namentlich in Weiden. Als Nistmaterial dienen Grashälmchen, Würzelchen und Kuhdünger. Nach den schmutzig grünlichgrauen Eiern, die in ihrer Färbung übrigens recht verschieden sind, hat man sich im Mai umzusehen. Das Weibchen sitzt auf dem Gelege sehr fest und verläßt die Brut selbst in größter Gefahr nicht. Während der Zeit wird es von dem Männchen fleißig gefüttert. Die Jungen sind in drei Wochen

flugfähig, bleiben aber bis zur Herbstwanderung mit den Alten zusammen und benützen das Nest als Nächtigungs- und Ruhestätte.

Während der Brutzeit ist der Vogel ein Mistbruder in des Wortes verwegenster Bedeutung, weshalb ihn der Volksmund auch mit nicht mißzuverstehenden Namen belegt hat: Kotkrämer, Kotvogel, Stinkhahn, Stinkvogel. Und in der



Der Wiedehopf.

Tat, von der Kinderwiege des Wiedehopfs geht ein Duft aus, der auch für andere als feine Nasen unerträglich ist. Wenn man einerseits den üblen Geruch dem Kote der Nestinsassen zuschreibt, wird anderseits angenommen, daß er von dem Sekret der Bürzeldrüse ausgeht, denn die Alten wie die Jungen schauen im Neste ganz reinlich aus, und das Gefieder ist stets geordnet und sauber. Übrigens stinkt der Wiedehopf bloß, wenn er kleine Familie hat.

Der Wiedehopf lebt hauptsächlich da, wo Hochwild oder zahme Herden weiden, denn diese ernähren mit ihrem Unrat allerlei Insektengeschmeiß, auf das er Jagd macht und

das er mit seinem langen, dünnen Schnabel sehr geschickt aus dem Kote und aus Erdlöchern herauszuholen versteht. Auch fliegende Kerbtiere weiß er geschickt in der Luft zu erschnappen, und höchst interessant ist es, ihn beim Fangen der Heuschrecken zu beobachten, was er mit Geschick und Grazie tut. Desto schwerer fällt ihm das Verschlucken der Beute. Weil die sehr verkürzte Zunge ihm hierbei nur schlechte Dienste leisten kann, wirft er die erbeuteten Tiere, gleich dem Nashornvogel, in die Höhe, um sie dann mit klaffendem Schnabel aufzufangen.

Leider zählt der Kuckucksküster zu den vielen und gerade schönen Vogelarten, die bei uns immer seltener werden. Die Brutstätten weichen der Kultur, und die Einführung der Stallfütterung schmälert seine Nahrungsplätze, Wiesen, Waldblößen, Raine, Viehtriften, immer mehr. In seiner ursprünglichen Heimat, Afrika, ergeht es ihm wohler. Die Eingeborenen rechnen ihn seiner Nahrung halber zwar zu den unreinen Tieren, halten ihn aber trotzdem für heilig, denn er hat seine Federkrone von Allah wegen eines dem Propheten geleisteten Liebesdienstes erhalten. Sie sehen ihn sogar gern, weil er die Insekten auf allen Plätzen zu finden weiß, die die Menschen in ihrer unangekränkelten Natürlichkeit zur Ablagerung ihrer Abfälle benützen. Die Araber nennen den Vogel Tébib, d. i. Arzt, Retter, Helfer. Der abgeschnittene Kopf eines Tébib einem Sterbenden auf die Brust gelegt, rettet diesen vom Tode.

Auch im Aberglauben unserer Landleute spielt der Kuckucksküster eine Rolle. Um von jemand geliebt zu werden, trage das Herz von einem Wiedehopf bei dir verborgen. Die Augen von einem Wiedehopf bei sich getragen, machen geistreich und angenehm. Wenn man das Herz eines Wiedehopfs dörrt, pulverisiert und Nachts unter das Kopfkissen legt, so träumt man, wo ein verborgener Schatz vergraben ist. Nach dem Stendaler „Romanusbüchlein“ besitzt auch das Blut des Wiedehopfs eine besondere Kraft: „Wenn du in höchster Leibes- und Lebensgefahr bist und deinen Verfolgern nicht entrinnen kannst, so setze die Nebelkappe

rücklings hurtig auf. Die wird gemacht von den Haaren eines an den lichten Galgen gehenkten Menschen und in Wiedehopfenblut getunket."

Wie sein Beiname andeutet, brachten unsere germanischen Altvordern den Wiedehopf vorzugsweise mit dem Kuckuck in Verbindung, da er als treuer Genosse mit ihm erscheint und mit ihm wegzieht, auch in der Größe, der Monotonie seiner musikalischen Leistungen ihm gleicht und ein ebenso scheues, verborgenes Treiben liebt wie dieser. Der Wandsbecker Bote (Matthias Claudius) hat mit köstlichem Humor diesem alten Volksglauben Worte geliehen, wenn er in seinem Rheinweinliede vom Blocksberg, dem langen Herrn Philister, singt:

„Der Blocksberg ist der lange Herr Philister
Und macht nur Wind wie der,
Es tanzt der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer."

Wie der Kuckuck, so verdankt der Wiedehopf seinen Namen seinem Rufe. Der Lateiner nennt ihn upupa, der Grieche epops, der Franzose la huppe oder le puput, der Engländer hoopoe und der niederrheinische Bauer Hupp oder Huppet. C. Schenkling.

Eine kuriose Statistik. — Ein englischer Schauspieler, namens Palmer, hinterließ folgende interessante Aufzeichnung über seine künstlerische Tätigkeit:

„Dem Theater gehörte ich 45 Jahre lang an. Aufgetreten bin ich 9991mal in 1112 verschiedenen Stücken und 1876 verschiedenen Rollen. Verlobt wurde ich dabei 2827 und verheiratet 887mal. 1731 liebe Kinder hatte ich, nämlich 1421 Töchter und 310 Söhne. Erbschaften fielen mir 231 zu, und das große Los gewann ich 37mal.

Bankrott mußte ich 89mal machen, mit mir anvertrauten Kassen durchbrennen 119, andere Spitzbübereien, als Testaments- und Wechselfälschungen ꝛc., verüben oder daran teilnehmen 501mal. Berufliche Küsse mußte ich geben 12,831 und genau ebensoviele empfangen. Mordtaten verschiedener

Art mußte ich vollbringen 468, Diebstähle, Einbrüche und Straßenräubereien 1116, außerdem mußte ich 44 Brandstiftungen und 253 Hochverrätereien besorgen.

31mal mußte ich mich ersäufen, aber nur 17mal brauchte ich mich aufzuhängen. In Ohnmacht sank ich 132mal. Blind war ich nur 3mal, taub 19, stumm 16, taubstumm 10mal. Gesegnet wurde ich 464, verflucht 571mal.

Kaiser war ich 118mal, König 455, Prinz 101, vornehmer Edelmann 511, Sultan 4, Gespenst, guter oder böser Geist 241, Richter, Advokat, Arzt, Pfarrer, Bürgermeister, Lehrer 302, Maler, Dichter, Musiker, Bildhauer 226, Akrobat 14, Kaufmann und sonstiger Gewerbetreibender 1888, Bauer, Förster, Jäger 714, Wilddieb 83, Land- und Seeoffizier 929, Soldat und Matrose 333, Fischer 15, Bettler 118, geheimnisvoller Unbekannter 75, Henker 24, Kerkermeister 39, Folterknecht 17mal.

177mal wurde ich vergiftet, 211mal erstochen mittels Dolch oder Degen, 532mal erschossen. Eingekerkert wurde ich 1714, hingerichtet 155, überhaupt gewaltsam aus der Welt geschafft 1095mal. Natürlichen Todes, nämlich an Altersschwäche, starb ich auf der Bühne nur 9mal."

Alle diese theatralischen Greuel scheint Palmer in guter Gesundheit überstanden zu haben, denn ein hohes Alter war ihm beschieden. J. O. H.

Nasenopfer. — Unter den vielen sonderbaren Opfergaben, welche heidnische Völker ihren Gottheiten darbrachten, findet man auch menschliche Nasen verzeichnet. Der Götzentempel auf dem Berggipfel neben dem Fort von Mysore in Indien war noch vor nicht gar langer Zeit der Sitz einer recht blutdürstigen Gottheit von ganz absonderlichem Geschmacke. Bawani — so nannten die heidnischen Gläubigen diesen Gott — hatte nicht, gleichwie die übrigen Bewohner des hindostanischen Götterhimmels, Gefallen an der Opferung ganzer Menschenleiber, sondern ausschließlich die Zierde des menschlichen Angesichts, die Nase, vermochte den Durst dieses Gottes nach Huldigung zu stillen. Zum Unglück ging der Eifer seiner zahlreichen Verehrer nicht so

weit, um ihn durch Darbringung eines so wichtigen Teiles des eigenen Angesichtes an den Tag zu legen: sie fanden es angenehmer und bequemer, sich wohlbewaffnet und zahlreich in den Hinterhalt zu legen, arglose Reisende zu überfallen, sie grausamerweise ihrer Nasen zu berauben und diese ihrem Gotte als Opfer darzubringen. Der Sultan Ali von Mysore, wiewohl sonst eben nicht bekannt wegen seiner Menschlichkeit, fand sich als Muselmann durch diesen, dem mohammedanischen Glauben zuwiderlaufenden Gebrauch schließlich doch beleidigt, und seinem mächtigen Arme verdankten die Reisenden endlich die seitdem durch den noch kräftigeren Arm der Engländer befestigte Sicherheit ihrer Nasen. C. T.

Ewige Kinder. — Vor kurzem starb in Stockerau ein weibliches Wesen, das sein ganzes Leben von 28 Jahren in einem Kinderwagen verbracht hatte. Ihr Name war Marie Schumann, und sie war in Brigittenau bei Wien geboren. Bis zum letzten Augenblicke hatte sie nur den Körper und die Allgemeinerscheinungen eines etwa dreivierteljährigen Kindes, doch den Geist eines Erwachsenen und sprach so intelligent und vernünftig wie ein vollständig entwickeltes Mitglied ihres Geschlechts. Sie wurde von vielen Ärzten und Gelehrten besucht und erschien allen als ein verblüffendes Rätsel. Sie war auch der Gegenstand vieler Zeitungsartikel und wissenschaftlicher Abhandlungen, doch niemand vermochte sich das Rätsel ihres Lebens zu erklären. Fremde wunderten sich im höchsten Grade, ein anscheinend hilfloses Kind mit aller Energie und den Manieren einer gereiften Frau sprechen zu hören.

In Miß Jane Loder aus Marion im Staate Indiana besitzt Amerika ein merkwürdiges Beispiel von zurückgebliebenem Wachstum. Diese kleine Person ist nur 47 Zoll groß, obwohl sie bereits 60 Jahre zählt. Sie wiegt etwa 60 Pfund und macht in jeder Hinsicht, auch in geistiger, den Eindruck eines etwa achtjährigen Kindes. Ihr Hauptvergnügen besteht darin, mit Kindern und Puppen zu spielen, und von letzteren besitzt sie eine ganze Menge. Sie be-

trachtet sich selbst als ein kleines Mädchen, und ihr Lieblingsgespräch dreht sich darum, was sie einmal tun wird, wenn sie groß ist. Diese merkwürdige Person hat das Glück, Vermögen zu besitzen, denn die Eltern haben ihr bei ihrem Tode eine bedeutende Rente hinterlassen.

Bei einer Gerichtsverhandlung, die vor einiger Zeit in einer Stadt der Vereinigten Staaten stattfand, erschien ein Knabe von 16 Jahren als Zeuge, der das Aussehen und das Gewicht eines Babys von sechs Monaten hatte. Seine Mutter trug ihn auf ihren Armen in den Saal, und er erregte sofort allgemeines Aufsehen. Ein Arzt, der ihn untersuchte, stellte fest, daß ihm einer der großen Halswirbel fehle, und daß das zurückgebliebene Wachstum auf diesen Umstand zurückzuführen war.

Ein noch merkwürdigerer Fall wurde vor einigen Jahren aus der Stadt Beaver in Pennsylvanien berichtet. Hier handelte es sich um ein männliches Baby, namens John Murphy, das im Alter von 55 Jahren nicht mehr als 30 Pfund wog. Er starb in seinem 56. Jahre, ohne bis dahin gehen, stehen, sitzen, sich legen oder sonst irgend eine dem menschlichen Geschlecht eigene Stellung einnehmen zu können. Er war so seltsam mißgestaltet, daß die Ärzte, die ihn untersuchten, erklärten, so etwas noch nicht gesehen zu haben. Es war kein einziger Muskel oder Knochen an seinem Körper ganz oder in der richtigen Lage. Dieses seltsame Wesen aß und trank trotzdem mit vollständigem Appetit, und das Leben war ihm durchaus nicht zur Last. In geistiger Hinsicht war er vollständig entwickelt und sein Gedächtnis so sicher und genau, daß er von vielen als ein wahres Wunder angesehen wurde. L–n.

Ein selbstbewußter Krieger. — Der französische Oberst Brossard hatte während eines unbedeutenden Scharmützels gegen die Araber einen leichten Streifschuß erhalten. Auf diese Wunde war er äußerst stolz und, um die Erinnerung an sie frisch zu erhalten, ging er auf dem Bein, das der Streifschuß getroffen hatte, möglichst lahm. Eines Tages, als bereits viele Jahre vergangen waren, saß er zu Hause

und klagte einem jungen Offizier gegenüber, dessen Besuch er zum ersten Male empfing, über heftige Schmerzen im Bein.

Da fragte der Fremde teilnehmend: „Sie sind lahm, Herr Oberst?“

„Jawohl, ich bin lahm,“ versetzte der Gefragte mit großer Feierlichkeit.

„Sie sind wohl einmal beim Reiten gestürzt?“

„Nein, es ist nicht vom Reiten,“ lautete die strenge Antwort.

„Dann sind Sie vielleicht auf dem Eise gefallen?“

„Auch nicht auf dem Eise gefallen,“ entgegnete der Oberst immer heftiger.

„Oder haben sich den Fuß übertreten?“

Mit wutverzerrtem Gesicht erhob sich der alte Oberst langsam aus seinem Sessel, blickte den unglücklichen Leutnant teils mit Zorn, teils mit Verachtung an und brach dann in die Worte aus: „Lesen Sie erst die Geschichte Ihres Landes, junger Mann, ehe Sie einen alten Krieger besuchen.“ L–n.

Freundschaftliches Anerbieten. — Vor einigen Jahren kam es in einem Distrikt des wilden Westens zu einer großen Prügelei unter den Goldgräbern, die mit dem Tode eines derselben endigte. Man griff einen der Goldgräber heraus, stellte ihn unter Anklage, und ein Rechtsanwalt übernahm aus freien Stücken die Verteidigung des Angeschuldigten, den er für unschuldig hielt. Wirklich gelang es ihm auch, bei der Gerichtsverhandlung die Strafe, die auf Tod durch Hängen beantragt worden war, auf eine mehrjährige Gefängnisstrafe herabzumildern.

Sechs Monate später trat ein bis an die Zähne bewaffneter Mann in das Bureau des Rechtsanwalts. „Sind Sie Mister Thurston?“ fragte er.

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Sind Sie derselbe Mann, der Jack Bailey vor Gericht verteidigt hat?“

Der Rechtsanwalt glaubte, seine letzte Stunde wäre gekommen, doch antwortete er mutig: „Ja, der bin ich.“

„Nun gut, ich bin Jack Baileys Freund und bin hergekommen, um Sie zu bezahlen. Geld habe ich nicht, aber ich bin ein Mann von Ehre. Haben Sie jemand in der Stadt, den Sie nicht leiden können?“

Der Rechtsanwalt erklärte, seines Wissens habe er keinen Feind.

Doch der Besucher meinte ungläubig: „Setzen Sie nur Ihren Hut auf, Herr; wir wollen ein wenig durch die Straßen gehen, und wir werden sicher jemand sehen, den Sie nicht leiden können. Dann brauchen Sie nur den Finger hoch zu heben, und ich knalle ihn nieder.“ L—n.

Ein Ding der Unmöglichkeit. — Ein Seitenstück zu dem sinnigen Märchen „Hans der Glückliche“, in dem die Heilung eines todkranken Herrschers durch das Hemd eines sich wirklich glücklich fühlenden Menschen daran scheitert, daß dieser endlich gefundene „Glückliche“ überhaupt kein Hemd besaß, liefert eine Erinnerung an den Dichter Walter Scott, dessen schottischer Diener Bruce einst bei Erkrankung seines geliebten Herrn in die Berge hinauslief, um zwölf große Steine aus zwölf nach Süden fließenden Bächen zusammenzusuchen, weil nach uraltem schottischen Volksglauben der Kranke, der auf diesen heiligen Steinen schlafe, alsbald Heilung finden würde.

Als John Bruce mit seinem Wundermittel bei dem Dichter erschien, lächelte dieser, schlug ein altes schottisches Sagenbuch auf und las dem braven John die betreffende Aufzeichnung vor. Sie lautete folgendermaßen: Solche Steine aus zwölf nach Süden fließenden Bächen helfen dem Kranken stets, wenn man sie in das Gewand einer Frau wickelt, die noch niemals den Wunsch gehegt hat, sich zu verheiraten.

„O weh,“ jammerte der wackere John, „so kann ich nicht helfen, teurer Herr, denn eine solche Frau gibt's auf der ganzen Welt nicht.“ F. W

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

